Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 156 (1988)

Heft: 14

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KIRCHE

Schweizerische Kirchenzeitung

14/1988 156. Jahr 7. April

Ein Plädoyer für Inkulturation und Ökumene Das Apostolische Schreiben zur Taufe der Kiewer Rus kommentiert
Robert Hotz 213

Papst Johannes Paul II.: Apostolisches Schreiben «euntes in mundum» zur Tausendjahrfeier der Taufe der Rus von Kiew
I. Geeint in der Gnade des Sakramentes 214
II. «Als aber die Zeit erfüllt war...» 215
III. Glaube und Kultur 217
IV. Auf die volle Gemeinschaft hin 218
V. Die Einheit der Kirche und die Einheit des europäischen Kontinents 220
VI. In der Freude der Jahrtausendfeier mit Maria, der Mutter Jesu, vereint 220

25 Jahre «Pacem in terris»
Der Einsatz für die Menschenrechte als Grundlage des Friedens. Ein Beitrag von
Franz Furger 221

Intensiv-Einführungswoche ins Judentum Ein Bericht von
Tanja Kröni 224

700 Jahre Eidgenossenschaft 224

Hinweise 224

Amtlicher Teil 225

Schweizer Kirchenschätze
Kathedrale Sitten: Amalricus-Reliquiar (7.–8. Jahrhundert)

Ein Plädoyer für Inkulturation und Ökumene

Im Jahre 988 hatte Fürst Wladimir von Kiew das Christentum östlicher Prägung zur Staatsreligion seines Reiches erklärt. Dieses Ereignis bewirkte, dass die ostslawischen Völker (Ukrainer, Weissrussen und Russen) ihren christlichen Glauben künftighin in der Form des byzantinischen Ritus praktizierten, allerdings in slawischer Übersetzung und unter Einbeziehung ihrer eigenen Kultur. Es waren die aus Thessalonike stammenden Slawenapostel Cyrill und Method gewesen, welche als erste – und zudem mit päpstlicher Billigung – im 9. Jahrhundert damit begonnen hatten, die Slawen in der Landessprache zu missionieren und hierfür auch eine eigene Schrift schufen.

Bereits 1980 ernannte Papst Johannes Paul II. die beiden Slawenapostel neben Benedikt zu Patronen Europas. Und 1985 verfasste er anlässlich des 1100. Todestages von Method eine Enzyklika zu Ehren der beiden Slawenapostel. Diese stehen auch wiederum im Zentrum seiner Enzyklika zur Taufe der Kiewer Rus, die gleichzeitig einen Glückwunsch an die Adresse jener darstellt, welche nach 1000 Jahren noch immer in der Tradition dieser Taufe stehen. Für den Papst sind die Slawenapostel in vierfacher Hinsicht beispielgebend: 1. als Missionare, 2. wegen der Art ihrer Mission durch Inkulturation, 3. für die Ökumene, 4. für Europa.

– *Die Mission der Ostslawen* war, wie Johannes Paul II. ausdrücklich betont, von Cyrill und Method ausgehend das gemeinsame Werk der damals noch ungeteilten Kirche, das – nach Ansicht des Papstes – zu seiner Vollendung wieder in die Einheit der ungeteilten Kirche münden müsste. Deshalb wird in der Enzyklika eingehend auf die Vorgeschichte der Rus-Taufe eingegangen, als Missionare aus dem griechischen, bulgarischen, polnischen und deutschen Raum in der Kiewer Rus miteinander wetteiferten, die Ostslawen für Christus und (was die Enzyklika allerdings übergeht) die Rus als Einflussgebiet ihrer jeweiligen Lokalkirche zu gewinnen.

– Nachdem Kirchenmänner aus Asien, Afrika und Südamerika dem polnischen Papst mangelndes Verständnis für die Inkulturation vorgeworfen haben, muss jener Teil der Enzyklika besondere Aufmerksamkeit erregen, wo Johannes Paul II. gerade die von Cyrill und Method iniziierte *Methode der Inkulturation* sowohl pastoral wie kulturell als eine missionarische Hochleistung feiert und ihr die Anerkennung durch die lateinische Kirche ausspricht. Die positiven Auswirkungen der Inkulturation bei den Ostslawen weden im Detail aufgezeigt und zudem unterstrichen, dass die solcherart entstandene eigenständige christliche Kultur der Ostslawen auch positiv auf die westliche Kirche zurückwirkte. In diesem Zusammenhang findet der Papst auch höchst lobende Worte für die Werte des christlichen Erbes bei den östlichen Kirchen, deren Traditionen nicht weniger als die lateinischen ebenfalls in apostolischer Zeit wurzeln.

– Wie erinnerlich stammten Cyrill und Method aus Thessalonike und unterstanden jurisdiktionell dem Patriarchat von Konstantinopel. Ungeachtet der Tatsache, dass die Beziehungen zwischen Konstantinopel und Rom damals sehr gespannt waren und die beiden Slawenapostel von Konstantinopel entsandt worden waren, erbaten sie von den Päpsten die Approbation für ihr Missionswerk, weil sie im Jurisdiktionsbereich der lateinischen Kirche wirkten. Insofern sind sie in der Tat, obwohl die Kirche damals nur zeitweise gespalten war, ein Beispiel für *die Ökumene*. Dabei anerkennt der Papst vollauf die Vielfalt in den einzelnen Lokalkirchen als eine Bereicherung für die Universalkirche.

– Die beiden Slawenapostel wurden zum Ausgangspunkt dafür, dass auch *der Osten Europas* zum christlichen Glauben gelangte; deshalb auch die Ernennung von Cyrill und Method zu Patronen Europas durch den Papst 1980. Dass Europa zu einer gewissen Einheit fand, gründet nicht zuletzt in der Gemeinsamkeit seiner christlichen Wurzeln. Daraus leitet Johannes Paul II. aber zugleich auch eine besondere christliche Verpflichtung Europas gegenüber der restlichen Welt ab.

Soweit zum Inhalt der Enzyklika, die allerdings konkrete Aussagen zu der mit Rom unierten und deshalb in der Sowjetunion seit 1946/49 unterdrückten und verfolgten ukrainisch-katholischen Kirche vermissen lässt, sofern man davon absieht, dass die «Erben der Rus-Taufe» dazu aufgerufen werden, im Bewusstsein ihrer gemeinsamen Quellen zur Einheit zurückzufinden.

Das Schweigen über die Unierten darf nicht verwundern, bildet doch diese Enzyklika zum Millennium der Rus-Taufe nur eine Art *Mittelteil eines Triptychons*. Sie schliesst unmittelbar an die Enzyklika über die Slawenapostel Cyrill und Method an, während Teil drei dieses Triptychons noch fehlt, nämlich ein bereits angekündigtes Schreiben an die ukrainisch-katholische Kirche, welche ja in der Taufe der Rus von 988 ebenfalls das Gründungsdatum ihrer Kirche begeht.

Dass dieser letzte Teil noch aussteht, dürfte auf der gegenseitigen Abneigung von Unierten und Orthodoxen beruhen. Offenbar wollte man im Vatikan zuerst die orthodoxen Gemüter mit der jetzigen Enzyklika beruhigen und Missdeutungen des kommenden Schreibens an die Unierten vorbeugen. Somit kann letztlich die jetzige Enzyklika erst im Zusammenhang mit dem fehlenden dritten Teil richtig gewürdigt werden. Noch bleibt zudem offen, ob das von ökumenischen Überlegungen diktierte päpstliche Bemühen um Ausgleich von den Orthodoxen wie von den Unierten überhaupt verstanden wird und ob die bedeutsamen Zeichen, die er mit seiner Enzyklika setzte, eine positive Antwort finden. Wie dem auch immer sei, eines steht bereits fest: diese Enzyklika wird zumindest von jenen Katholiken, denen die Inkulturation zum Anliegen geworden ist, als eine Befreiung empfunden werden.

Robert Hotz

Papst Johannes Paul II. Apostolisches Schreiben «Euntes in mundum» zur Tausendjahrfeier der Taufe der Rus von Kiew

I. Geeint in der Gnade des Sakramentes

1. Geht in alle Welt und lehrt alle Völker; tauft sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes (vgl. *Mt* 28,19; *Mk* 16,15).

Von den Gräbern der heiligen Apostel Petrus und Paulus in Rom aus möchte die katholische Kirche dem einen und dreifaltigen Gott ihre tiefe Dankbarkeit dafür bekunden, dass diese Worte des Erlösers vor eintausend Jahren an den Ufern des Dnjepr in Erfüllung gegangen sind, in Kiew, der Hauptstadt der Rus, deren Bewohner – nach dem Beispiel der Fürstin Olga und des Fürsten Wladimir – durch das Sakrament der Taufe in Christus «eingepflanzt» worden sind.

In der Nachfolge meines verehrten Vorgängers Pius XII., der den 950. Jahrestag der Taufe der Rus feierlich hat begehen wollen,[1] möchte ich mit diesem Schreiben dem unermesslichen Gott, Vater, Sohn und Heiligem Geist, *Lob und Dank dafür aussprechen, dass er die Söhne und Töchter vieler Völker und Nationen, die das christliche Erbe der in Kiew gespendeten Taufe angenommen haben, zum Glauben und zum Gnadenleben berufen hat.* Sie gehören vor allem zur russischen, ukrainischen und weissrussischen Nation in den östlichen Regionen des europäischen Kontinents. Durch den Dienst der Kirche, der in der Taufe zu Kiew begonnen hat, ist dieses Erbe über den Ural hinaus zu vielen Völkern Nordasiens vorgedrungen, ja bis an die Küsten des Pazifiks und noch weiter darüber hinaus. In der Tat, bis an die Enden der Erde ist ihre Stimme gedrungen (vgl. *Ps* 19,5; *Röm* 10,18).

Indem wir dem heiligen Pfingstgeist für eine solche Ausdehnung eines christlichen Erbes, das bis auf das Jahr des Herrn 988 zurückgeht, danksagen, wollen wir zuallererst unsere Aufmerksamkeit auf das *Heilsgeheimnis der Taufe* selbst richten. Diese ist – wie uns der Herr Jesus Christus lehrt – das Sakrament der Wiedergeburt aus Wasser und Heiligem Geist (vgl. *Joh* 3,5) und führt den Menschen, den Gott an Kindes Statt angenommen hat, in das ewige Gottesreich ein. Und der heilige Paulus spricht von einem «Eintauchen in den Tod» des Erlösers, um zusammen mit ihm zu einem neuen Leben in Gott «aufzuerstehen» (vgl. *Röm* 6,4). Als daher die ostslawischen Völker, die im Grossfürstentum Rus von Kiew wohnten, in das Wasser der heiligen Taufe stiegen, vertrauten sie sich so – als für sie die Fülle der Zeit gekommen war (vgl. *Gal* 4,4) – dem Heilsplan Gottes an. So gelangte zu ihnen die Kunde von den «Grosstaten Gottes» und, wie einst in Jerusalem, kam auch zu ihnen das Pfingstereignis (vgl. *Apg* 2, 37–39): Indem sie in das Taufwasser eintauchten, erfuhren sie die «Waschung zur Wiedergeburt» (vgl. *Tit* 3,5).

Wie reich an Inhalt ist doch im Byzantinischen Ritus das alte Gebet zur Segnung des Taufwassers, das die orientalische Theologie gern mit den Wassern des Jordans vergleicht, in die der Erlöser der Menschen stieg, um nach der Gewohnheit der Bewohner von Judäa und Jerusalem die Busstaufe

[1] Vgl. Brief an Kard. Eugenio Tisserant, Sekretär der Kongregation für die Orientalischen Kirchen (12. Mai 1939): AAS 31 (1939) 258–259.

zu empfangen: «Schenke ihm (dem Taufwasser) ... den Segen des Jordans; mache es zu einer Quelle der Unvergänglichkeit ... mache aus diesem erlösenden Wasser ein Wasser der Heiligung, das Reinigung von Leib und Geist, Befreiung von den Fesseln, Vergebung der Sündenschulden, Erleuchtung der Seelen, Waschung zur Wiedergeburt, Erneuerung des Geistes, Gabe der Gotteskindschaft, Kleid der Unvergänglichkeit, Lebensquelle sei ... Gib, dass der Getaufte den neuen Menschen anziehe, erneuert nach dem Bild dessen, der ihn erschaffen hat; auf dass er, der mit ihm in der Ähnlichkeit seines Todes innig vereint ist, durch die Taufe auch seiner Auferstehung teilhaft werde und, indem er das Geschenk des Heiligen Geistes treu bewahre, ... den Preis der himmlischen Berufung erlange und den Ersterlösten zugezählt werde, die im Himmel aufgezeichnet sind ...».[2]

Die in der Ferne gelebt hatten, fanden sich nun durch die Taufe eingetaucht in jenen Kreislauf des Lebens, in dem sich die Heiligste Dreifaltigkeit – Vater, Sohn und Heiliger Geist – dem Menschen schenkt und in ihm ein neues Herz schafft, das aus der Sünde befreit ist und fähig wird, dem ewigen Plan göttlicher Liebe in kindlichem Vertrauen zu folgen. Zur gleichen Zeit sind jene Völker und ihre einzelnen Mitglieder in den Bereich der grossen Familie der Kirche eingetreten, in der sie an der Eucharistiefeier teilnehmen, das Wort Gottes hören und es bezeugen, ein Leben in brüderlicher Liebe führen und in gegenseitigem Austausch an den geistlichen Gütern teilhaben können. Dies fand seinen symbolischen Ausdruck in den alten Riten der heiligen Taufe, wenn sich die Neugetauften in weissen Kleidern in einer Prozession von der Taufkirche zur Gemeinschaft der Gläubigen begaben, die in der Kathedrale versammelt waren. Diese Prozession war der liturgische Einzug und zugleich das Symbol ihres Eintritts in die eucharistische Gemeinschaft der Kirche, des Leibes Christi.[3]

2. In diesem Geist und mit solchen Empfindungen möchten wir an den Festfeiern und an der Freude zum Tausendjahrgedenken der Taufe der Rus in Kiew teilnehmen. Wir erinnern uns dieses Ereignisses in der Sehweise, wie sie der Kirche Christi zu eigen ist, das heisst *im Geist des Glaubens*. Es war gewiss ein Ereignis von sehr grosser Bedeutung. Die Worte des Herrn bei Jeremias: «Mit ewiger Liebe habe ich dich geliebt; darum habe ich dir so lange die Treue bewahrt» (*Jer* 31,3), haben ihre volle Verwirklichung gefunden im Blick auf jene neuen Völker und ihre Heimatländer. Die Rus von Kiew ist in den Bereich der Erlösung eingetreten und selbst ein Teil dieses Bereiches geworden. Ihre Taufe löste eine neue Welle der Heiligkeit aus. Sie wurde eine bedeutsame Stunde für den missionarischen Einsatz der Kirche, eine neue wichtige Etappe in der Entwicklung des Christentums: Die gesamte katholische Kirche schaut darum auf dieses Ereignis und nimmt geistig an der Festfreude der Erben jener Taufe Anteil.

Wir sagen Dank dem barmherzigen Gott, dem einen Gott in der Heiligsten Dreifaltigkeit, dem lebendigen Gott, dem Gott unserer Väter; wir sagen Dank dem Vater Jesu Christi und dem Herrn Jesus Christus selbst, der im Sakrament der heiligen Taufe dem Geist des Menschen den Heiligen Geist schenkt. Wir sagen Gott Dank für seinen Heilsplan der Liebe; wir danken ihm für den *Glaubensgehorsam*, den ihm die Völker und Nationen, die Länder und Kontinente entgegengebracht haben. Natürlich hat dieser Glaubensgehorsam seine geschichtlichen, geographischen und menschlichen Bedingungen gehabt. Es ist die Aufgabe der Wissenschaftler, all jene politischen, sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Aspekte zu untersuchen und zu vertiefen, die sich dort aus der Annahme des christlichen Glaubens ergaben. Ja, wir wissen und betonen es, dass Früchte auf allen Feldern menschlicher Existenz heranwachsen, wenn man Christus im Glauben annimmt und seine Gegenwart in der Gemeinde wie im Leben des einzelnen erfährt. Die lebenspendende Verbindung mit Christus ist ja nicht irgendein Anhängsel des Lebens noch eine überflüssige Verzierung daran, sondern seine endgültige Wahrheit. Jeder Mensch ist bereits von seiner Menschennatur selbst her dazu berufen, an den Früchten der Erlösung Christi und sogar an dessen eigenem Leben teilzuhaben.

In höchster Verehrung beugen wir uns, nachdem 1000 Jahre vergangen sind, vor diesem Geheimnis und betrachten seine Tiefe und Kraft, zunächst bei denen, die an der Taufe der Rus in eigener Person teilgenommen haben, und danach bei jedem und bei allen, die ihrem Beispiel gefolgt sind und in ihrer Taufe die heiligmachende Kraft des Tröstergeistes empfangen haben.

II. «Als aber die Zeit erfüllt war...»

3. «Als aber die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einer Frau» (*Gal* 4,4). Die *Fülle der Zeit* kommt von Gott; aber die Menschen bereiten sie vor: Sie kommt für die Menschen und durch die Menschen. Das gilt für die «Fülle der Zeit» in der allgemeinen Heilsordnung, die auch selbst ihre menschliche Bedingtheit und ihre konkrete Geschichte hat. Das gilt aber auch für den Augenblick, da sich die einzelnen Völker dem Hafen des Glaubens und des Heils nähern: für ihre «Fülle der Zeit» also.

Inhaltsübersicht

I. Geeint in der Gnade des Sakramentes
II. «Als aber die Zeit erfüllt war...»
III. Glaube und Kultur
IV. Auf die volle Gemeinschaft hin
V. Die Einheit der Kirche und die Einheit des europäischen Kontinents
VI. In der Freude der Jahrtausendfeier mit Maria, der Mutter Jesu, vereint

Auch die 1000 Jahre der Taufe und Bekehrung der Rus haben ihre Vorgeschichte. Der Prozess der Christianisierung der einzelnen Völker und Nationen ist eine komplexe Wirklichkeit und erfordert eine lange Zeit. Im Land der Rus wurde er durch die Versuche vorbereitet, welche die Kirche von Konstantinopel im 9. Jahrhundert unternommen hat.[4] Danach, im Verlauf des 10. Jahrhunderts, begann der christliche Glaube dank jener Missionare in die Region vorzudringen, die nicht nur von Byzanz her kamen, sondern auch aus den Ländern der benachbarten Westslawen – welche die Liturgie in slawischer Sprache und nach dem Ritus der heiligen Cyrill und Methodius feierten – sowie aus den Ländern des lateinischen Westens. Wie die alte sogenannte Nestor-Chronik («Poverst' Vremennykh Let») bezeugt, gab es im Jahre 944 zu Kiew eine christliche Kirche, die dem Propheten Elija geweiht war.[5] In diesem schon bereiteten Umfeld liess sich die Fürstin Olga um das Jahr 955 aus freiem Entschluss und öffentlich taufen und blieb danach ihren Taufversprechen immer treu. An sie habe der Patriarch Polyeuktos im Verlaufe ihres Besuches in Konstantinopel vom Jahre 957 einen gleichsam prophetischen Gruss gerichtet: «Gesegnet seist du unter den russischen

[2] Gebet zur Weihe des Taufwassers, dessen ältestes Zeugnis sich im griechischen Cod. Vat. Barberini 336, S. 201, findet. Siehe ferner im Trebnik (éd. synodale, Moskau 1906, 2. Teil, Blatt 209–220; vgl. Blatt 216) die feierliche Segnung des Taufwassers zu Epiphanie.

[3] Vgl. das Typikon der Grossen Kirche, Ed. J. Mateos in «Orientalia Christiania Analecta» 116 (Rom 1963) 86–88.

[4] Vgl. das Rundschreiben, mit dem der Patriarch Photius im Jahre 867 verkündet, dass das Volk mit dem Namen Rhos einen Bischof angenommen hat: ep. I, 13: PG 102, 736–737; vgl. auch Les regestes des actes du patraiarcat de Constantinople I,II (Les regestes von 715–1043), herausgegeben durch V. Grumel (Paris 1936), Nr. 481, S. 88–89.

[5] Poverst' Vremennykh Let, Ed. D. Likhacev (Moskau-Leningrad 1950) 235ff.

Frauen, weil du das Licht geliebt und die Finsternis vertrieben hast. Darum werden dich seligpreisen die russischen Söhne bis zur letzten Generation.»[6] Olga hatte allerdings nicht die Freude, ihren Sohn Swjatoslaw als Christen zu sehen. Ihr geistliches Erbe wurde von ihrem Enkel Wladimir übernommen, der Hauptperson bei der Taufe von 988; er nahm den Christenglauben an und förderte die bleibende und endgültige Bekehrung des Volkes der Rus. Wladimir und die Neubekehrten verspürten die Schönheit der Liturgie und des religiösen Lebens der Kirche von Konstantinopel.[7] So übernahm die neue Kirche der Rus von Konstantinopel das gesamte Erbe des christlichen Ostens und alle ihm eigenen Schätze auf dem Gebiet der Theologie, Liturgie und Spiritualität, des kirchlichen Lebens und der Kunst.

Der byzantinische Charakter dieses Erbes wurde allerdings von Anfang an in eine *neue Dimension* übertragen: Die slawische Sprache und Kultur wurden ein neuer Rahmen für das, was bisher seinen byzantinischen Ausdruck in der Hauptstadt des Ostreiches und auch auf dem gesamten Gebiet, das über Jahrhunderte hin mit ihm verbunden war, gefunden hatte. Zu den Ostslawen gelangten so das Wort Gottes und die damit verbundene Gnade in einer Form, die ihnen in kultureller und geographischer Hinsicht näherstand. Jene Slawen, die das Wort des Evangeliums durchaus mit ganzem Glaubensgehorsam angenommen hatten, wünschten doch zugleich, ihm einen Ausdruck in den eigenen Denkformen und mit der eigenen Sprache zu geben. Auf diese Weise kam es zu jener besonderen «slawischen Inkulturation» des Evangeliums und des Christentums, die an das grosse Werk der heiligen Cyrill und Methodius anknüpft, die von Konstantinopel aus das Christentum in slawischer Form nach Grossmähren und durch ihre Schüler zu den Völkern des Balkans gebracht hatten.

Auf diesem Weg empfingen der hl. Wladimir und die Bewohner der Rus von Kiew ihre Taufe von Konstantinopel aus, dem grössten Zentrum des christlichen Ostens, und dadurch fand diese junge Kirche Zugang zum reichen byzantinischen Patrimonium, zu seinem Erbe an Glauben, kirchlichem Leben und Kultur. Dieses Patrimonium wurde den grossen Scharen von Ostslawen sofort zugänglich und konnte von ihnen leichter in ihr Leben aufgenommen werden, weil seine Übermittlung von Anfang an durch das Wirken der beiden heiligen Brüder von Thessalonich begünstigt war. Die Heilige Schrift und die liturgischen Bücher kamen aus den kulturellen und religiösen Zentren der Slawen, die jene Liturgiesprache angenommen hatten, die von den beiden Heiligen eingeführt worden war.

Dank seiner Weisheit und Intuition und aus Sorge für das Wohl der Kirche und des Volkes stimmte Wladimir in der Liturgie anstelle des Griechischen der altslawischen Sprache zu und «benützte sie als wirksames Werkzeug, um die göttlichen Wahrheiten allen Menschen dieser Sprache näherzubringen»[8]. Wie ich in meinem Rundschreiben *Slavorum Apostoli* geschrieben habe,[9] hatten die heiligen Cyrill und Methodius, auch wenn sie sich des kulturellen und theologischen Vorranges des griechisch-byzantinischen Erbes, das sie in sich trugen, bewusst waren, dennoch den Mut, sich zum Wohl der slawischen Völker einer anderen Sprache und auch einer anderen Kultur zu bedienen, um den Glauben zu verkünden.

Auf diese Weise stellte die altslawische Sprache bei der Taufe der Rus ein wichtiges Mittel dar: zunächst für die Evangelisierung selbst und dann für die eigenständige Entwicklung des zukünftigen kulturellen Erbes dieser Völker – eine Entwicklung, die in vielen Bereichen ein Reichtum für das Leben und die Kultur der ganzen Menschheit geworden ist.

Man muss in der Tat mit aller Gewissheit und in Treue zur geschichtlichen Wahrheit unterstreichen, dass nach der Vorstellung der beiden heiligen Brüder von Thessalonich mit der slawischen Sprache in der Rus der Stil der byzantinischen Kirche eingeführt worden ist, die zu jener Zeit noch in voller Gemeinschaft mit Rom stand; danach aber ist diese Tradition in eigenständiger und vielleicht einmaliger Weise auf der Grundlage der angestammten Kultur und auch durch Kontakte mit den Nachbarvölkern des Westens weiterentwickelt worden.

4. Die Fülle der Zeit für die Taufe des Volkes der Rus kam also gegen Ende des ersten Jahrtausends, als *die Kirche noch ungeteilt* war. Wir müssen dem Herrn gemeinsam danken für die Tatsache, die heute eine Sehnsucht und eine Hoffnung darstellt. Es war Gottes Wille, dass *die Mutter Kirche in sichtbarer Einheit* und zu einer Zeit missionarischer Ausdehnung im Westen wie im Osten diese ihre neue Tochter, die an den Ufern des Dnjepr geboren wurde, in ihren Schoss aufnahm, der schon so reich war an Nationen und Völkern. Es gab die Ostkirche, und es gab die Westkirche, jede nach einer Entwicklung entsprechend den je eigenen theologischen, rechtlichen und liturgischen Traditionen und mit sogar bedeutenden Unterschieden; aber *es herrschte volle Gemeinschaft* zwischen Ost und West, zwischen Rom und Konstantinopel, mit gegenseitigen Beziehungen. Und es ist die ungeteilte Kirche des Ostens und des Westens gewesen, welche die Kirche von Kiew aufgenommen und unterstützt hat. Bereits die Fürstin Olga hatte von Kaiser Otto I. einen Bischof erbeten – und im Jahre 961 auch erhalten –, «der ihnen den Weg zur Wahrheit zeigt»; es war der Mönch Adalbert von Trier, der sich auch tatsächlich nach Kiew begeben hat, wo allerdings das fortdauernde Heidentum ihn daran hinderte, seine Mission zu erfüllen.[10] Fürst Wladimir war sich dieser Einheit der Kirche und Europas bewusst; darum unterhielt er Beziehungen nicht nur mit Konstantinopel, sondern auch mit dem Westen und mit Rom, dessen Bischof als derjenige anerkannt war, der der Gemeinschaft der ganzen Kirche vorstand. Nach der Chronik des Nikon habe es Gesandtschaften zwischen Wladimir und den Päpsten jener Zeit gegeben: mit Johannes XV. (der ihm als Geschenk gerade zum Taufjahr 988 einige Reliquien vom heiligen Papst Klemens gesandt habe als deutliche Anspielung auf die Mission der heiligen Cyrill und Methodius, die jene Reliquien von Cherson nach Rom gebracht hatten) und mit Silvester II.[11] Bruno von Querfurt, von demselben Silvester II. zur Missionspredigt ausgesandt mit dem Titel «Erzbischof der Völker» (*archiepiscopus gentium)* besuchte um das Jahr 1007 Fürst Wladimir, genannt «König der Russen» *(rex Russorum)*.[12] Später gab auch der heilige Papst Gregor VII. den Fürsten von Kiew den Königstitel, und zwar in seinem Brief vom 17. April 1075, der an «Demetrius (Isjaslaw), König der Russen, und seine Gattin, die Königin» (*Demetrio regi Ruscorum et reginae uxori eius)* adressiert war; diese hatten nämlich ihren Sohn Jaropolk auf Pilgerfahrt zu den Apostelgräbern *(ad limina apostolorum)* gesandt und damit erreicht, dass ihr Reich unter den Schutz des heiligen Petrus gestellt wurde.[13] Diese Anerkennung der vom Für-

[6] Vgl. Filaret Gumilevskyj, Leben der Heiligen, Juli-Band (Petersburg 1900) 106 (auf Russisch).

[7] Vgl. hierzu den Bericht der Poverst' Vremennykh Let (siehe Anm. 5).

[8] Johannes Paul II., Rundschreiben Slavorum Apostoli, 12: AAS 77 (1985) 793.

[9] Vgl. ebd., 11–13: AAS (1985) 791–796.

[10] Die Angabe stammt von einigen deutschen Quellen: z.B. Lamperti Monarchi Hersfeldensis opera, Ed. O. Holder-Egger (1894) 38.

[11] Vgl. Nikonovkaja Letopis ad 6494, in «Polnoe sobranie russkich letopsisej», IX (Petersburg 1862) 57.

[12] Vgl. Petri Damiani Vita beati Romualdi, c. XXVII: PL 144, 978 (Kritische Ausgabe von G. Tabacco, in «Fronti per la storia d'Italia», 94 [Rom 1957] 58).

[13] Vgl. Gregorii VII registrum, II, 74: Ed. E. Caspar, 236–237, in «Epistulae selecta in usum scholarum ex Monumentis Germaniae Historicis separatim editae», t. II (Neudruck 1955) 236–237.

stentum Wladimirs erworbenen *staatlichen Souveränität* durch einen römischen Papst verdient hervorgehoben zu werden; denn dank der Taufe von 988 hatte jener seinen Staat auch politisch gefestigt, wobei er seine Entwicklung und die Integration der Völker, die zu jener Zeit innerhalb seiner damaligen wie auch späteren Grenzen wohnten, förderte. Diese prophetische Tat, in die Kirche einzutreten und das eigene Fürstentum in den Kreis der christlichen Nationen einzuführen, trug ihm den ehrenvollen Titel eines Heiligen und eines Vaters derjenigen Nation ein, die in der Folge aus jenem Fürstentum hervorgingen.

So wurde Kiew mit dieser Taufe ein besonderer Kreuzungspunkt verschiedener Kulturen, ein Gebiet religiöser Einflüsse auch für den Westen, wie der Kult einiger in der lateinischen Kirche verehrter Heiliger bezeugt, und im Laufe der Zeit ein wichtiger Mittelpunkt kirchlichen Lebens und missionarischer Ausstrahlung mit einem sehr weiten Einflussgebiet: nach Westen hin bis zu den Karpathen, von den südlichen Ufern des Dnjepr bis nach Nowgorod und von den nördlichen Ufern der Wolga – wie schon gesagt – bis hin zu den Küsten des Pazifischen Ozeans und darüber hinaus. Kurz gesagt, durch das neue Zentrum kirchlichen Lebens, zu dem Kiew vom Augenblick an wurde, als es die Taufe empfing, gelangten das Evangelium und die Glaubensgnade zu jenen Völkern und Gebieten, die heute mit dem Patriarchat von Moskau, was die orthodoxe Kirche betrifft, und mit der ukrainischen katholischen Kirche verbunden sind, deren volle Gemeinschaft mit dem Bischofssitz von Rom in Brest erneuert worden ist.

III. Glaube und Kultur

5. Die Taufe der Rus von Kiew bezeichnet also den Anfang einer langen geschichtlichen Entwicklung, in der sich *das ursprüngliche byzantinisch-slawische Profil des Christentums* im Leben der Kirche, der Gesellschaft und all jener Nationen weiterentfaltet und verbreitet, welche in ihm die Jahrhunderte hindurch und auch heute das Fundament ihrer eigenen geistigen Identität finden.

Als im Verlauf der Geschichte stürmische Ereignisse diese Identität wiederholt tief getroffen haben, wurden gerade die Taufe und die christliche Kultur – empfangen von der Universalkirche und auf der Grundlage der eigenen geistigen Reichtümer weiterentwickelt – die Kräfte, die über ihr Fortbestehen entschieden haben.

Wladimir empfing die Taufe, indem er sich zusammen mit seinem Volk der erlösenden Macht Christi öffnete gemäss den Worten des Petrus, die in der *Apostelgeschichte* von ihm berichtet werden: «In keinem anderen ist das Heil zu finden. Denn es ist uns Menschen kein anderer Name unter dem Himmel gegeben, durch den wir gerettet werden sollen» (4,12). Als er diesen Namen annahm, der «grösser ist als alle Namen», und die Missionare der Kirche einlud, diesen Namen in das Herz der Slawen der Rus von Kiew einzusenken, damit «jeder Mund bekennt: ‹Jesus Christus ist der Herr› – zur Ehre Gottes, des Vaters» (*Phil* 2, 9.11), sah er darin auch ein entscheidendes Element für jenen zivilen und menschlichen Fortschritt, der für die Existenz und die Entwicklung jeder Nation und jedes Staates von sehr grosser Bedeutung ist. Darum griff er eine Entscheidung seiner Grossmutter, der heiligen Olga, wieder auf und gab ihrem Werk eine endgültige und feste Form.

Die Taufe von Wladimir dem Grossen und danach des von ihm beherrschten Landes war von grosser Bedeutung für die gesamte geistige Entwicklung dieses Teils von Europa und der Kirche wie auch für die ganze *byzantinisch-slawische Kultur und Zivilisation*.

Die Annahme des Evangeliums besagt nicht nur die Einführung eines neuen und kostbaren Elements in die Struktur jener konkreten Kultur; sie war vielmehr die Aussaat eines Samens, der dazu bestimmt war, zu keimen und sich auf der Erde zu entfalten, in die er eingesenkt worden war, und sie nach dem Mass seiner Entwicklung umzuformen, indem er sie befähigte, *neue Früchte* hervorzubringen. Das ist die Dynamik des Himmelreiches: Es ist mit ihm «wie mit einem Senfkorn, das ein Mann auf seinen Acker säte. Es ist das kleinste von allen Samenkörnern; sobald es aber hochgewachsen ist, ist es grösser als die anderen Gewächse und wird zu einem Baum, so dass die Vögel des Himmels kommen und in seinen Zweigen nisten» (*Mt* 13, 31–32).

Auf diese Weise wurde also das geistige Erbe der byzantinischen Kirche, das durch die slawische Sprache als Sprache der Liturgie in die Rus von Kiew eingeführt worden war, auch selbst immer reicher auf der Grundlage des örtlichen kulturellen Erbes und dank der Kontakte mit den angrenzenden christlichen Ländern und glich sich fortschreitend den Bedürfnissen und der Mentalität der Völker an, die jenes Grossfürstentum bewohnten.

6. Der Gebrauch der slawischen Sprache als Mittel für die Weitergabe der Botschaft Christi und für die gegenseitige Verständigung hatte auch *positive Auswirkungen auf ihre eigene Verbreitung und Weiterentwicklung*. Sie erhielt von daher den Anstoss für eine Umwandlung von innen heraus und für eine fortschreitende Vervollkommnung, indem sie Schriftsprache wurde und somit einer der wichtigsten Faktoren, die in der Lage sind, über die Kultur einer Nation, über ihre Identität und geistige Kraft zu entscheiden. Auf dem Gebiet der Rus hat sich dieser Prozess als besonders dauererhaft erwiesen und sehr reiche Früchte hervorgebracht. Das Christentum ist auf diese Weise der Sehnsucht der Menschen nach Wahrheit, nach Wissen und autonomer Entwicklung entgegengekommen auf der Grundlage der Inspiration des Evangeliums und der Dynamik der Offenbarung.

Dank des Erbes von Cyrill und Methodius ist es dort zur Begegnung des Ostens mit dem Westen, zur Begegnung der ererbten Werte mit jenen neuen gekommmen. Die Elemente des christlichen Erbes sind in das Leben und in die Kultur jener Nationen eingedrungen. Sie haben die literarische, philosophische, theologische und künstlerische Kreativität angeregt und dadurch eine ganz eigenständige Form der europäischen Kultur, ja der menschlichen Kultur als solcher geschaffen.

Auch heute weckt die universale Dimension der Probleme der einzelnen Menschen und der Gesellschaften, wie sie von der Literatur und der Kunst jener Nationen dargeboten wird, in der Welt eine bleibende Bewunderung. Diese Dimension, die aus der christlichen Lebensauffassung entsteht und daraus erwächst, findet darin einen festen Bezugspunkt für die Art und Weise, über den Menschen, seine Probleme und sein Schicksal zu denken und zu sprechen.

Zu diesem gemeinsamen Erbe haben die Ostslawen im Lauf der Jahrhunderte ihren *eigenen ursprünglichen Beitrag* geleistet, besonders, was ihr geistliches Leben und ihre Frömmigkeit betrifft. Diesem Beitrag bekundet die Kirche von Rom die gleiche Achtung und Liebe, wie sie sie für das reiche Erbe des ganzen christlichen Ostens hegt. Die Ostslawen haben eine Geschichte, eine Spiritualität, liturgische Traditionen und rechtliche Gewohnheiten geschaffen, die ihrer Eigenart entsprechen, und das im Einklang mit der Tradition der Ostkirchen; ferner auch einige Formen der theologischen Reflexion über die offenbarte Wahrheit, die sich von den im Westen gebräuchlichen unterscheiden, diese aber zugleich ergänzen.

7. Diese Tatsache ist vom II. Vatikanischen Konzil aufmerksam beachtet worden. Denn das Dekret über den Ökumenismus sagt unter anderem: «Es darf ebenfalls nicht unerwähnt bleiben, dass die Kirchen des

Orients von Anfang an einen Schatz besitzen, aus dem die Kirche des Abendlandes in den Dingen der Liturgie, in ihrer geistlichen Tradition und in der rechtlichen Ordnung vielfach geschöpft hat.»[14] Zur Reflexion anregende Hinweise werden uns auch aus dem geboten, was dasselbe Konzilsdekret über den Reichtum der Liturgie und der geistlichen Tradition der Ostkirche sagt: «Es ist allgemein bekannt, mit welcher Liebe die orientalischen Christen die liturgischen Feiern begehen, besonders die Eucharistiefeier, die Quelle des Lebens der Kirche und das Unterpfand der kommenden Herrlichkeit, bei der die Gläubigen, mit ihrem Bischof geeint, Zutritt zu Gott, dem Vater, haben durch den Sohn, das fleischgewordene Wort, der gelitten hat und verherrlicht wurde in der Ausgiessung des Heiligen Geistes, und so die Gemeinschaft mit der allerheiligsten Dreifaltigkeit erlangen, indem sie ‹der göttlichen Natur teilhaftig› (2 *Petr* 1,4) geworden sind. So baut sich auf und wächst durch die Feier der Eucharistie des Herrn in diesen Einzelkirchen die Kirche Gottes, und durch die Konzelebration wird ihre Gemeinschaft offenbar.»[15]

Ferner sind die theologischen Traditionen der Christen des Ostens «in ganz besonderer Weise in der Heiligen Schrift verwurzelt» und «werden durch das liturgische Leben gefördert und zur Darstellung gebracht, genährt von der lebendigen apostolischen Tradition und von den Schriften der Väter und geistlichen Schriftsteller des Orients», und führen hin «zur rechten Gestaltung des Lebens, überhaupt zur vollständigen Betrachtung der christlichen Wahrheit».[16]

Die Spiritualität der Ostslawen, die ein besonderes Zeugnis für die *Fruchtbarkeit der Begegnung des menschlichen Geistes mit den christlichen Mysterien* ist, übt weiterhin einen heilsamen Einfluss auf das Bewusstsein der ganzen Kirche aus. Besonders erwähnenswert ist die für sie charakteristische Verehrung für das Leiden Christi, die Empfänglichkeit für das Geheimnis des Leidens, verbunden mit der erlösenden Wirkkraft des Kreuzes. Vielleicht war für die Verbreitung dieser Spiritualität nicht ganz unbedeutend die Erinnerung an den unschuldigen Tod von Boris und Gleb, den Kindern Wladimirs, die von ihrem Bruder Svjatopolk getötet worden sind.[17]

Diese Spiritualität findet ihren vollkommensten Ausdruck im Lobpreis unseres «gütigen» (*sladcajsi*) Herrn Jesus Christus im Geheimnis des Leidens und der «kenosis», die er in seiner Menschwerdung und in seinem Tod am Kreuz vollzogen hat (vgl. *Phil* 2, 5–8). Gleichzeitig wird sie aber in der Liturgie auch vom Licht des auferstandenen Christus erhellt, das in gewissem Masse vom Glanz der Verklärung auf dem Berg Tabor vorausgenommen wird, in der Herrlichkeit des Auferstehungstages (*voskresienie*) voll hervortritt und vom Heiligen Geist zu Pfingsten in Form von feurigen Zungen über den Aposteln der Welt offenbart wird. An dieser Erfahrung erhalten fortwährend diejenigen Anteil, die die Taufe empfangen. Wie könnten wir in diesem Zusammenhang nicht auf die Christen hinweisen, die in all jenen Gebieten leben und gelebt haben und im Tod und in der Auferstehung Christi im Laufe dieses Jahrtausends oft Kraft und Stütze gefunden haben, um ihre Treue zum Evangelium nicht nur mit einer kohärenten täglichen Lebensführung, sondern auch mit mutig ertragenen Leiden nicht selten bis *zur äussersten Probe des Blutvergiessens* zu bezeugen? Diese Form der «kenosis» Christi in der Sicht der Kirche von Kiew hat sich dem Herzen der Ostslawen tief eingeprägt; sie war und ist für sie Quelle grosser Kraft in den vielfältigen Widerwärtigkeiten, denen sie auf ihrem Weg begegnet sind.

8. Im Werk der Festigung der Kirche und der «Inkulturation» des Christentums unter den Ostslawen – wie übrigens in der ganzen Ostkirche – ist der *Einfluss des monastischen Lebens* unermesslich gewesen. Kiew hat sich relativ früh durch die berühmte «Pecerkaja Lavra» (Kloster der Grotten) ausgezeichnet, die von den heiligen Antonius († 1073) und Theodosius († 1074) gegründet worden ist.

Es ist also kein Zufall, dass der Mönch, vor allem der sogenannte «starec» (Ältester), sowohl von den grossen Schriftstellern als auch von den einfachen Leuten als geistlicher Führer angesehen worden ist. Die Klöster wurden Zentren des liturgischen, geistlichen, sozialen und sogar wirtschaftlichen Lebens. Die Herrscher wandten sich an die Mönche als Ratgeber, Richter, Diplomaten und Lehrmeister.

Die Worte «Kult» und «Kultur» haben die gleiche Wurzel. Der christliche Kult hat auch bei den Ostslawen eine aussergewöhnliche Entwicklung der Kultur in allen ihren Formen bewirkt.

Die religiöse Kunst ist von tiefer Spiritualität und hoher mystischer Inspiration durchdrungen. Wer in der Welt kennt nicht heute die berühmten und verehrten Ikonen der Ostkirchen, die herrlichen Kathedralen der hl. Sophia in Kiew und von Nowgorod aus dem 11. Jahrhundert, die Kirchen und Klöster, die für die Landschaft jener Länder so charakteristisch sind? Die Literatur von Kiew ist zum grössten Teil religiöser Art. Die neuen Hymnen und kirchlichen Gesänge sind fast ein Ausfluss der heimatlichen Formen der musikalischen Tradition. Noch darf vergessen werden, dass die ersten Schulen in der Rus genau im 11. Jahrhundert entstanden sind. Dies alles, wenn es hier auch nur kurz erwähnt werden kann, stellt ein unauslöschbares Zeugnis für die ausserordentliche religiöse und kulturelle Blüte dar, die von der Taufe der Rus von Kiew ausgegangen ist.

Wie zutreffend erscheint also die Bemerkung des II. Vatikanischen Konzils: «Die Kirche entzieht ... nichts dem zeitlichen Wohl irgendeines Volkes. Vielmehr fördert und übernimmt sie Anlagen, Fähigkeiten und Sitten der Völker, soweit sie gut sind; zugleich reinigt, kräftigt und hebt sie diese.»[18]

IV. Auf die volle Gemeinschaft hin

9. Die Taufe der Rus vollzog sich – wie ich unterstrichen habe – *zu einer Zeit, in der sich schon die beiden Formen des Christentums entwickelt hatten: die östliche,* verbunden mit Byzanz, und die *westliche*, verbunden mit Rom, während *die Kirche weiterhin einig und ungeteilt blieb.* Diese Überlegung entzündet in uns, die wir das Jahrtausend der von den ostslawischen Völkern von Kiew empfangenen Taufe feiern, nur noch mehr den Wunsch nach der vollen Einheit in Christus dieser Schwesterkirchen und drängt uns, neue Anstrengungen und Schritte zu unternehmen, um diese zu fördern. Dieser Jahrestag ist nicht nur eine geschichtliche Erinnerung und eine Gelegenheit, um wissenschaftliche Arbeiten und Wertungen zu erstellen, sondern ist auch und vor allem eine Einladung, unsere pastorale und ökumenische Aufmerksamkeit von der Vergangenheit auf die Zukunft zu lenken, unsere Sehnsucht nach der Einheit zu vertiefen und unser Gebet dafür zu verstärken.

In der Tat, beide Kirchen, die katholische und die orthodoxe, die heute mehr denn je entschlossen sind, trotz der durch jahrhundertelange Missverständnisse enstande-

[14] II. Vatikanisches Konzil, Dekret über den Ökumenismus Unitatis Redintegratio, 14.

[15] Ebd., 15.

[16] Ebd., 17.

[17] Vgl. Acta Sanctorum, unter dem 2. September (Venedig 1756) 633–644.

[18] II. Vatikanisches Konzil, Dogmatische Konstitution über die Kirche Lumen Gentium 13.

nen Schwierigkeiten die Einheit um den eucharistischen Tisch wiederzufinden, schauen mit besonderer Aufmerksamkeit und Hoffnung bei dieser Jahrtausendfeier auf alle geistlichen Söhne und Töchter des heiligen Wladimir.

Auf der anderen Seite kann sich eine schrittweise Rückkehr zur Eintracht zwischen Rom und Konstantinopel wie auch zwischen den Kirchen, die in voller Gemeinschaft mit diesen Zentren bleiben – wie könnten wir hier nicht an die vielen bilateralen Begegnungen denken, die wegen des intensiven Austausches der jeweiligen von den verschiedenen fruchtbaren Traditionen genährten geistigen Güter so reich an Anregungen waren? – besonders heute nur positiv auf die orthodoxen und katholischen Erben der Taufe von Kiew auswirken. Vielleicht wird die Erinnerung an dieses Ereignis, das am Anfang ihres neuen Lebens im Heiligen Geist steht, dazu beitragen, mit Gottes Hilfe die Stunde ihrer vollen Versöhnung zu beschleunigen, die Stunde des «Friedenskusses», gegenseitig ausgetauscht als Frucht einer reifen Entscheidung, die in Freiheit und mit gutem Willen dem urprünglichen Geist entspringt, der die noch ungeteilte und vom christlichen Genius der heiligen Cyrill und Methodius gekennzeichnete Kirche beseelt hat. Welch einen Nutzen würde es für das ganze Volk Gottes bedeuten, wenn die orthodoxen und katholischen Erben der Taufe von Kiew, tief bewegt von einem erneuerten Bewusstsein ihrer anfänglichen Gemeinschaft, die darin liegende Herausforderung aufzugreifen verständen und den Christen unserer Zeit die sich daraus ergebende ökumenische Botschaft neu in Erinnerung zu bringen wüssten, indem sie diese dazu antreiben, die Schritte auf das Ziel der von Christus gewollten vollen Einheit zu beschleunigen! Dies würde vor allem auch einen günstigen Einfluss auf jenen Entspannungsprozess im zivilen Bereich ausüben, der in allen, die für ein friedliches Zusammenleben in der Welt arbeiten, so viele Hoffnungen weckt.

10. Die universale und die partikulare Dimension stellen im Leben der Kirche zwei gleich wesentliche Quellen dar: die Gemeinschaft und die Verschiedenheit, die Tradition und die neuen Zeiten, die alten christlichen Länder und die neuen Völker, die zum Glauben gelangen. Die Kirche hat es verstanden, geeint und zugleich differenziert zu sein. Während sie die Einheit als erstes Prinzip annahm (vgl. *Joh* 17, 21 f.), blieb sie zugleich vielförmig in den einzelnen Teilen der Welt. Dies gilt in besonderer Weise für die abendländische und die orientalische Kirche vor ihrer gegenseitigen Entfremdung. Zu jener Periode bemerkt das II. Vatikanische Konzil: «Die Kirchen des Orients und des Abendlandes sind Jahrhunderte hindurch je ihren besonderen Weg gegangen, jedoch miteinander verbunden in brüderlicher Gemeinschaft des Glaubens und des sakramentalen Lebens, wobei dem Römischen Stuhl mit allgemeiner Zustimmung eine Führungsrolle zukam, wenn Streitigkeiten über Glaube oder Disziplin unter ihnen entstanden.»[19]

Und auch als die volle Gemeinschaft unterbrochen wurde, bewahrten beide Kirchen grundsätzlich unversehrt den Schatz des apostolischen Glaubens. Die Universalität und die Vielförmigkeit haben trotz der bestehenden Spannungen nicht aufgehört, sich gegenseitig unschätzbar reich zu beschenken.

Im Bewusstsein dieser Tatsache hat das II. Vatikanische Konzil auf dem Gebiet des Ökumenismus *eine neue Phase* eingeleitet, die verheissungsvolle Früchte hervorbringt. Das Konzilsdekret über den Ökumenismus, schon mehrere Male zitiert, ist Ausdruck der Wertschätzung und der Liebe, die die katholische Kirche für das reiche Erbe des christlichen Orients hegt, dessen Originalität, Verschiedenheit und zugleich Legitimität es herausstellt. Es sagt unter anderem: «Schon von den ältesten Zeiten her hatten die Kirchen des Orients ihre eigenen Kirchenordnungen, die von den heiligen Vätern und Synoden, auch von ökumenischen, sanktioniert worden sind. Da nun eine gewisse Verschiedenheit der Sitten und Gebräuche, wie sie oben erwähnt wurde, nicht im geringsten der Einheit der Kirche entgegensteht, sondern vielmehr ihre Zierde und Schönheit vermehrt und zur Erfüllung ihrer Sendung nicht wenig beiträgt, so erklärt das heilige Konzil feierlich, um jeden Zweifel auszuschliessen, dass die Kirchen des Orients, im Bewusstsein der notwendigen Einheit der ganzen Kirche, die Befugnis haben, sich nach ihren eigenen Ordnungen zu regieren, wie sie der Geistesart ihrer Gläubigen am meisten entsprechen und dem Heil der Seelen am besten dienlich sind.»[20]

Aus dem Dekret ergibt sich deutlich die charakteristische Autonomie in der Disziplin, der sich die orientalischen Kirchen erfreuen: Sie ist nicht Folge von Privilegien, die die Kirche von Rom ihnen gewährt hätte, sondern des Grundgesetzes selbst, das diese Kirchen seit den apostolischen Zeiten besitzen.

11. In dieser Stunde des Dialogs, der sich zwischen den Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften anlässlich der Jahrtausendfeier der Taufe der Rus entfaltet und ständig voranschreitet – ein Vorgang, der uns mit grosser Sehnsucht an die ungeteilte Kirche, die alle Ortskirchen des Ostens und des Westens umfasst, denken lässt wie auch an das innige Gebet des Herrn für die Einheit aller Christen im Abendmahlssaal (vgl. *Joh* 17,20ff.) –, müssen wir uns bewusstmachen, dass die *volle Gemeinschaft ein Geschenk* ist und nicht allein Frucht rein menschlicher Anstrengungen und Wünsche sein wird, auch wenn diese unersetzlich sind und vieles beeinflussen.

Die Sünde ist durch den Menschen in die Welt gekommen, aber «die Gnade Gottes und die Gabe, die durch die Gnadentat des einen Menschen Jesus Christus bewirkt worden ist, (ist) den vielen reichlich zuteil geworden» (vgl. *Röm* 5, 12.15). Das treue Verharren «in der Lehre der Apostel und in der brüderlichen Einheit, im Brechen des Brotes und in den Gebeten» (*Apg* 2,42) ist ein Geschenk Gottes, weil es eine neue Seinsweise des Menschen darstellt. Es ist ein volles «Zusammensein» in der Heiligsten Dreifaltigkeit. Die erste Quelle solcher Gemeinschaft ist die Taufgnade: Durch die Taufe treten wir in die Gemeinschaft der Kirche ein, die über die ganze Welt ausgebreitet ist, in die von Christus gewollte und begründete Einheit, die im wesentlichen, trotz der Unterschiede und Schwierigkeiten, im Laufe der ersten zehn Jahrhunderte bestanden hat, jene Einheit also, von der uns heute die Taufe der Rus spricht. Mögen alle Christen zu ihr zurückkehren und eine Gemeinschaft von Menschen werden, die den Reichtum ihrer vollen Einheit mit Christus allen Gliedern der ganzen Menschheit anbieten. Dies erbitten wir vom Heiligen Geist, dem Spender der unzähligen Gaben, dank derer die Einzelpersonen und die menschlichen Gemeinschaften in Einheit mit Christus treten. In Ihm und durch den Heiligen Geist erreicht das Leben der Kirche eine unerwartete Tiefe und Dimension. Das Hören und Erleben der Gegenwart des Tröstergeistes und seiner Gaben ist besonders charakteristisch für die ostkirchliche Tradition, deren tiefe pneumatologische Lehre einen kostbaren Reichtum für die ganze Kirche darstellt.

In diesem Licht sehen wir die vielfältigen, unterschiedlichen und fruchtbaren Kontakte sich entfalten, in denen sich in dieser nachkonziliaren Zeit unser gemeinsames Bemühen tätigen Gehorsams gegenüber dem Willen Gottes ausdrückt, den wir aus seinem Geist vernehmen.

Die reiche Erfahrung vollkommener Einheit, wie sie im ersten Jahrtausend gelebt, aber während so vieler Jahrhunderte von beiden Seiten vergessen wurde, soll für uns und unsere ökumenischen Anstrengungen ein Licht, eine Ermutigung und ein ständiger Bezugspunkt sein.

[19] II. Vatikanisches Konzil, Dekret über den Ökumenismus Unitatis Redintegratio, 14.

[20] Ebd., 16.

V. Die Einheit der Kirche und die Einheit des europäischen Kontinents

12. Auf dem Weg der Ökumene richtet die katholische Kirche den Blick *auf die Mission der heiligen Brüder von Thessalonich*, wie ich im Rundschreiben Slavorum Apostoli gesagt habe.

Ihre Mission zeichnet sich durch eine besondere «ökumenische Weitsicht» aus, obgleich beide in der Epoche gewirkt haben, da die Christenheit noch geeint war. Ihre Missionstätigkeit begann im Osten; aber deren Fortschritte erlaubten es ihnen, auch die Verbindung und Einheit mit Rom, mit dem Sitz des Petrus, hervorzuheben. Ihre apostolische Sicht kirchlicher *Koinoia* wird heute immer tiefer verstanden, in dieser Zeit wachsender Sehnsucht nach der Einheit aller Christen und nach ökumenischem Dialog. Sie haben geahnt, dass die neuen Kirchen – angesichts von immer deutlicher hervortretenden Unterschieden und Auseinandersetzungen – die volle und sichtbare Einheit der einen Kirche Christi bewahren und stärken müssen. Entstanden sind sie ja auf dem Boden der Eigenheit der verschiedenen Völker und ihrer entsprechenden kulturellen Bereiche; gleichzeitig aber mussten sie die wesentliche Einheit nach dem Willen des göttlichen Stifters untereinander bewahren. Darum sollte diese Kirche, die aus der Missionstätigkeit der heiligen Cyrill und Methodius hervorgegangen ist, ein besonderes Siegel jener ökumenischen Berufung in sich tragen, die die beiden heiligen Brüder in so tiefer Weise gelebt hatten. Aus demselben Geist ging auch, wie schon gesagt, die Kirche von Kiew hervor.

Gegen Anfang meines Pontifikats im Jahre 1980 hatte ich die Freude, *die heiligen Cyrill und Methodius* neben dem heiligen Benedikt zu *Patronen Europas* zu erklären.

Europa ist in seinen Wurzeln christlich. Die beiden Formen der grossen Tradition der Kirche, die westliche und die östliche, diese beiden Kulturformen also, gehören zusammen wie die beiden «Lungen» eines Organismus.[21] Das ist die klare Aussage ihrer Geschichte. Das ist das Erbe der Völker, die auf unserem Kontinent leben. Man könnte sagen, dass die beiden Ströme, der östliche und der westliche, gleichzeitig die ersten bedeutenden Formen einer Inkulturation des Glaubens geworden sind, in deren Bereich die eine und ungeteilte Fülle, die der Kirche von Christus anvertraut ist, ihren geschichtlichen Ausdruck gefunden hat. In den verschiedenen Kulturen der europäischen Nationen des Ostens wie des Westens, in Musik und Literatur, in den bildenden Künsten und der Architektur wie auch in den Denkformen, strömt ein gemeinsamer Lebenssaft, der aus einer einzigen Quelle geschöpft ist.

13. Zugleich aber wird *dieses Erbe* im gegenwärtigen Abschnitt des 20. Jahrhunderts eine besonders dringende *Herausforderung*, um die Einheit der Christen zu erreichen. Eine aufrichtige Sehnsucht nach Einheit lebt heute in den Seelen als Voraussetzung für jenes friedliche Zusammenleben unter den Völkern, in dem das Wohl aller liegt. Es ist eine Sehnsucht, die das Gewissen aller bewegt und Politik und Wirtschaft durchdringt. Die Christen müssen sich der religiösen und moralischen Wurzeln einer solchen Herausforderung bewusst sein: Christus «ist unser Friede. Er vereinigte die beiden Teile (Juden und Heiden) und riss durch sein Sterben die trennende Wand der Feindschaft nieder» (*Eph* 2,14). «Gott ... hat uns durch Christus mit sich versöhnt und uns den Dienst der Versöhnung aufgetragen» (2 *Kor* 5,18). Diese Wirklichkeit, dieses Werk Christi hat heute seine besondere Bedeutung für die lebendige Sehnsucht der Menschheit nach Einheit und weltweiter Brüderlichkeit. Der Wunsch nach Einheit und Frieden, nach Überwindung der verschiedenen Barrieren und nach Ausgleich der Kontraste – wie auch der Appell selbst, den die Vergangenheit Europas an uns richtet – wird ein bewegendes Zeichen unserer Zeit.

Es gibt keinen echten Frieden, wenn nicht auf der Grundlage eines Einigungsprozesses, in welchem jedes Volk in Freiheit und Wahrheit die Wege der eigenen Entwicklung selbst wählen kann. Andrerseits ist ein solcher Prozess nicht möglich, wenn kein Einklang über die ursprüngliche und grundlegende Einheit besteht, die sich in verschiedenen, nicht gegensätzlichen, sondern sich ergänzenden Formen zeigt, die einander brauchen und sich gegenseitig suchen. Wir sind deshalb zutiefst davon überzeugt, dass der Weg zu einem wahren Frieden in Geist, Herz und Gewissen der Menschen auf unvergleichliche Weise durch die Gegenwart und den Dienst jenes Friedenszeichens geebnet werden kann, das die Kirche ihrer Natur nach ist, wenn sie Christus gehorsam und ihrer Berufung treu bleibt.

Wir bekunden volles Vertrauen in alle menschlichen Anstrengungen, die darauf abzielen, Anlässe für Spannungen und Konflikte auf dem friedlichen Weg des geduldigen Dialogs, der Übereinkünfte, des gegenseitigen Verständnisses und der Achtung zu beseitigen.

Eine besondere Sorge für den Frieden *auf der ganzen Welt* ist die Berufung Europas, das aus christlichen Fundamenten hervorgegangen ist. In vielen Gebieten der Welt herrscht kein Friede, oder er ist äusserst bedroht. Eine beständige einträchtige Zusammenarbeit des europäischen Kontinents mit allen Nationen zugunsten des Friedens und des Gemeinwohls, auf das jeder Mensch und jede menschliche Gemeinschaft ein heiliges Recht haben, ist daher notwendig.

VI. In der Freude der Jahrtausendfeier mit Maria, der Mutter Jesu, vereint

14. Die Ereignisse und Geheimnisse, die wir in diesem Brief kurz in Erinnerung gebracht, im Licht der Hinweise des II. Vatikanischen Konzils und im Blick auf die Geschichte des Milleniums betrachtet und meditiert haben, werden für uns eine Quelle der Freude und des Trostes im Heiligen Geist.

Wenn man die Bedeutung der Taufe der Rus von Kiew in der Geschichte der Evangelisation und der menschlichen Kultur berücksichtigt, ist gut zu verstehen, dass ich die Aufmerksamkeit der gesamten katholischen Kirche darauf lenken wollte, indem ich alle Gläubigen zum gemeinsamen Gebet einlade. Die Kirche von Rom, errichtet auf dem Fundament des apostolischen Glaubens von Petrus und Paulus, freut sich über diese Jahrtausendfeier und über alle Früchte, welche die Generationen hindurch herangereift sind: Früchte des Glaubens und des Lebens, der Einheit und des Zeugnisses bis zur Verfolgung und zum Martyrium, wie Christus selbst es angekündigt hat. Unsere geistige Teilnahme an den Feierlichkeiten zum Millenium bezieht sich auf das ganze Volk Gottes: auf die Gläubigen und Hirten, die auf jenem vor tausend Jahren durch das Bad der Taufe geheiligten Boden leben und wirken. In dieser Festesfreude vereinen wir uns dann aber auch mit all jenen, die in der Taufe, die sie von ihren Vorfahren empfangen haben, die Quelle der eigenen religiösen, kulturellen und nationalen Identität erkennen; wir vereinen uns mit allen Erben dieser Taufe, unabhängig von ihrem religiösen Bekenntnis, ihrer Nationalität und ihres Wohnortes; mit allen orthodoxen und katholischen Brüdern und Schwestern. Besonders vereinen wir uns mit allen geliebten Söhnen und Töchtern der russischen, ukrainischen und weissrussischen Nation; mit jenen, die in ihrem Vaterland, wie auch mit jenen, die in Amerika, in Westeuropa und in anderen Teilen der Welt leben.

[21] Vgl. Enzyklika Redemptoris Mater, 34: AAS 79 (1987) 406.

15. Gewiss ist dies in besonderer Weise das Fest der russisch-orthodoxen Kirche, die ihr Zentrum in Moskau hat und die wir mit Freude «Schwesterkirche« nennen. Gerade sie hat einen Grossteil des Erbes der alten christlichen Rus übernommen, indem sie sich der Kirche von Konstantinopel verband und dieser treu blieb. Diese Kirche hat wie die anderen orthodoxen Kirchen wahre Sakramente, vor allem – kraft apostolischer Sukzession – die Eucharistie und das Priesteramt, durch die sie ganz eng mit der katholischen Kirche verbunden bleibt.[22] Zusammen mit den erwähnten Kirchen bemüht sie sich sehr, «jene brüderlichen Bande der Gemeinschaft im Glauben und in der Liebe zu bewahren, die zwischen Lokalkirchen als Schwesterkirchen bestehen müssen».[23]

Die katholische Glaubensgemeinschaft nimmt in diesem feierlichen geschichtlichen Augenblick an Gebet und Betrachtung der «Grosstaten Gottes» (vgl. *Apg* 2,11) teil und sendet der tausendjährigen Schwesterkirche durch den Bischof von Rom den Friedensgruss als Ausdruck des innigen Wunsches nach jener vollkommenen Gemeinschaft, die von Christus gewollt und der Natur der Kirche eingeschrieben ist.

Die Jahrtausendfeier aller Erben der Taufe des Wladimir und unsere Teilnahme an ihrer Freude und ihrem Dank, die einem Herzensbedürfnis entspringt, werden allen – das ist unsere tiefe Überzeugung – ein neues Licht bringen, das die Finsternisse der vergangenen schwierigen Jahrhunderte zu durchdringen vermag: jenes Licht selbst, das immer neu aus dem österlichen Geheimnis, aus dem Ostermorgen und dem Pfingsttag hervorbricht.

16. Ein besonderer Ausdruck unserer Einheit und Teilnahme an der Jahrtausendfeier der Rus wie auch des innigen Wunsches, zur ganzen und vollkommenen Gemeinschaft mit den orientalischen Schwesterkirchen zu gelangen, ist gerade auch in der Verkündung des Marianischen Jahres gegeben, wie in der Enzyklika *Redemptoris Mater* ausdrücklich gesagt wird: «Auch wenn wir noch immer die schmerzliche Auswirkung der Trennung erfahren, die wenige Jahrzehnte später erfolgte ..., können wir doch sagen, dass wir uns vor der Mutter Christi als wahre Brüder und Schwestern innerhalb jenes messianischen Volkes fühlen, das dazu berufen ist, eine einzige Gottesfamilie auf der Erde zu sein.»[24]

Das menschgewordene göttliche Wort, das Maria geboren hat, bleibt für immer in ihrem Herzen, wie die berühmte Ikone *Znamenie* zeigt, welche die betende Jungfrau mit dem göttlichen Wort auf dem Herzen darstellt. Das Gebet Marias schöpft in besonderer Weise aus der Macht Gottes: Es ist eine Hilfe und eine Kraft höherer Ordnung für das Heil der Christen. «Warum also nicht alle zusammen auf sie als unsere gemeinsame Mutter schauen, die für die Einheit der Gottesfamilie betet und die allen ‹vorangeht› an der Spitze des langen Zuges von Zeugen für den Glauben an den einen Herrn, der Sohn Gottes ist und durch den Heiligen Geist in ihrem jungfräulichen Schoss empfangen wurde?»[25]

Unseren Brüdern und Schwestern im Glauben *wünschen wir, dass das tausendjährige Erbe* des Evangeliums, des Kreuzes, der Auferstehung und des Pfingstgeistes nicht aufhöre, *«Weg, Wahrheit und Leben»* (vgl. *Joh* 14,6) *für alle künftigen Generationen* zu sein.

Richten wir hierfür unser Gebet mit ganzem Herzen an die Heiligste Dreifaltigkeit, an den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist. Amen.

Gegeben zu Rom, bei St. Peter, am 25. Januar, dem Fest der Bekehrung des hl. Apostels Paulus, des Jahres 1988, im 10. Pontifikatsjahr.

[22] II. Vatikanisches Konzil, Dekret über den Ökumenismus Unitatis Redintegratio, 15.
[23] Ebd., 14.
[24] Enzyklika Redemptoris Mater, 50: AAS 79 (1987) 429.
[25] Ebd., 30: AAS 79 (1987) 402.

Weltkirche

25 Jahre «Pacem in terris»

Das geschichtliche Umfeld

Als im Herbst 1958 der Kardinal-Patriarch von Venedig, Angelo Guiseppe Roncalli als Johannes XXIII. zum Papst gewählt wurde, redeten die Zeitungen von einem «papa die passaggio», einem Übergangspapst. Dies war eine Anspielung an das hohe Alter des Gewählten. Tatsächlich sollte dieses Pontifikat auch nur knappe fünf Jahre dauern. Das Journalisten-Wort vom Übergang aber sollte sich in einem ganz anderen als dem ursprünglich gemeinten Sinn bewahrheiten: Was da eingeleitet wurde, war ein Übergang nicht so sehr in den Pontifikaten als vielmehr für die Kirche selber. «Aggiornamento», Aufdatierung, lautete die Devise, unter die dieser Papst seine Initiativen stellte, allen voran diejenige für ein Erneuerungskonzil, das als II. Vatikanum in die Geschichte einging. Sie galt aber auch für die von diesem Papst eingeleitete Kirchenrechtsrevision wie für seine verschiedenen Lehrschreiben und vor allem für die keine zwei Monate vor seinem Tod, am 3. Juni 1963, erschienene Enzyklika «Pacem in Terris», über den Frieden in der Welt, vom 11. April jenes Jahres.

Aufdatierung und Erneuerung lauteten also die Stichworte, und tatsächlich war manches wirklich anders bei diesem Papst, gerade auch im Vergleich zu seinem direkten Vorgänger, Pius XII. Auf den vornehmen Stadtrömer folgte, zumindest nach dem damaligen Empfinden der Weltöffentlichkeit, der Berglersohn aus dem Bergamaskischen, auf die hagere Gestalt der rundliche Bauer, auf den Diplomaten und Staatssekretär der vom Nuntius zum Bischof der Lagunenstadt gewordene praktische Seelsorger, auf den von einem kleinen Beraterteam aus meist der deutschsprachigen theologischen Tradition verbundenen Theologen umgebenen Lehrer der mehr dem romanischen Denken zugewandte, auf pastoral-praktische Weisung bedachte Hirt. Natürlich überzeichnen solche Typisierungen. Dennoch: Ein Wandel im Stil wie in den inhaltlichen Schwerpunkten war unverkennbar und liess aufhorchen.

Schon die Sozialenzyklika «Mater et Magistra» von 1961, wo sich der Beraterwechsel erstmals bemerkbar machte, legte den Akzent deutlicher als je zuvor auf eine weltweite Solidarität in den wirtschaftlichen Belangen. Sie betonte damit auf der sozialen Ebene zugleich ein menschenrechtliches Element, das zwar schon in der ersten päpstlichen Sozialenzyklika «Rerum Novarum» von Leo XIII. aus dem Jahr 1891 mit der Erwähnung des Vereinigungsrechts der Arbeiter zur eigenen Interessenvertretung und der Forderung nach der Bildung von Eigentum in Arbeiterhand nicht gefehlt hatte. Hier aber erhielt es über die allgemeine Forderung nach «Partizipation» auch auf der Entscheidungsebene im Sinn einer echten Mitbestimmung ein zusätzliches Gewicht.

Dieser menschenrechtliche Akzent rückt in «Pacem in terris» nun vollends in den Vordergrund und lässt dieses Rundschreiben als die «logische Fortsetzung von Mater et Magistra» (J. David) erscheinen. Denn hier werden nun alle Menschenrechte, gerade auch die individuellen Freiheitsrechte, wie sie aus der Aufklärung des 18. Jahrhunderts Eingang in alle Menschenrechts-Kataloge – von der Erklärung in den Vereinigten Staaten von 1776 über deren Deklaration in der französischen Revolution von

1789 bis zur UNO-Charta von 1948 – gefunden hatten, als Forderung christlicher Ethik angesehen. Dies bedeutet dann für den Gehalt des päpstlichen Lehrschreibens als Ganzes: Friede auf Erden ist ohne Beachtung dieser Menschenrechte nicht denkbar und noch weniger realisierbar.

Die Bedeutung der Menschenrechte

Wer weiss, dass der dem italienischen Sozialkatholizismus nahestehende, heutige Kardinal Pietro Pavan als Professor für Sozialwissenschaften, der schon bei der komplexen Entstehungsgeschichte von «Mater et Magistra» beteiligt war, nun für «Pacem in terris» zu den wesentlichen Beratern des Papstes gehörte, wird sich über diese Kontinuität in der Akzentsetzung wohl nicht allzusehr wundern; denn die Aufgeschlossenheit für diese moderne menschenrechtliche Ethik war damals in den dem Papst nahestehenden Kreisen mit Namen wie Montini, Casaroli, Cardenale usw. ohnehin allgemein bekannt. Dennoch war es ein ungemein mutiger Schritt, den Akzent einer Friedensenzyklika so stark auf diese menschenrechtlichen Grundlagen zu legen und sie für einen echten und wirklichen Frieden als unerlässlich zu bezeichnen. Frieden im biblischen Sinn von «Schalom», was mehr meint als blosse Waffenruhe, kann aber anders gar nicht verwirklicht werden.

Johannes XXIII. – von Haus aus Historiker und als einstiger Sekretär des zum Teil recht umstrittenen, sogenannten «liberalen» Bergamasker Bischofs Randini-Tedeschi noch zusätzlich sensibilisiert – wusste natürlich, dass dies in der kirchlichen Tradition alles andere als eine Selbstverständlichkeit war. So wusste er genau, wie Papst Gregor XVI. im Jahr 1832 in seinem Lehrschreiben «Mirari vos» und dann erneut Pius IX. in seiner Enzyklika «Quanta cura» mit dem bekannten «Syllabus», einer Liste damals zeitgenössischer Irrtümer aus dem Jahre 1864, die Menschenrechte als soziale und politische Rechte abgelehnt und das Recht auf Religions- und Gewissensfreiheit gar als Absurdität bezeichnet hatten.

Natürlich haben sich in den 100 Jahren seit dem «Syllabus» und vor allem seit der Französischen Revolution, als die Erklärung der Religionsfreiheit die Schleusen nicht nur für ein neues Heidentum in der Huldigung an die «Göttin der Vernunft», sondern auch für eine blutige kirchliche Verfolgung geöffnet hatte, die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen vollständig geändert. Nach den Greueln des Nationalsozialismus und dessen Kirchenverfolgung erwiesen sich jetzt die Menschenrechte sogar so sehr als Garant von Menschlichkeit und Frieden, dass Fragezeichen seitens der Kirche bei allem historischen Verständnis für frühere Situationen in weiten Kreisen nur noch als Mittel zu unstatthafter Privilegiensicherung verstanden worden wären. Dennoch: Auch noch 15 Jahre nach der UNO-Menschenrechtserklärung zeugte die neue Enzyklika des alten, schon vom Tod gezeichneten Johannes XXIII. von Mut und von einem Weitblick, der für die anschliessende Debatte des Konzils, vor allem für dessen Erklärung der Religionsfreiheit «Dignitatis humanae» wie für dessen Pastoralkonstitution «Gaudium et spes», wegleitend sein sollte.

Zugleich erschloss sich mit dieser Enzyklika der Kirche die Möglichkeit zur aktiven Förderung des ja eigentlich der biblischen Botschaft umfassender Mitmenschlichkeit besonders nahestehenden Menschenrechtsethos. Das heisst, es öffnete sich damit ein Fenster der Verkündigung von Grundgehalten des christlichen Glaubens in eine zunehmend säkulare Welt. Sätze wie die folgenden machen dabei deutlich, welch globale Dimensionen dieses Rundschreiben aus christlicher Verantwortung auszusprechen wagte: «Wir verkennen nicht, dass gegenüber einigen Kapiteln dieser (Menschenrechts)erklärung mit Recht von manchen Einwände geäussert worden sind. Nichtsdestoweniger ist diese Erklärung gleichsam als Stufe und als Zugang der zu schaffenden rechtlichen und politischen Ordnung aller Völker auf der Welt zu betrachten. Denn durch sie wird die Würde der Person für alle Menschen feierlich anerkannt, und es werden jedem Menschen die Rechte zugesprochen, die Wahrheit frei zu suchen, den Normen der Sittlichkeit zu folgen, die Pflichten der Gerechtigkeit auszuüben, ein menschenwürdiges Dasein zu führen... Es ist daher zu wünschen, die Vereinten Nationen möchten ihre Organisation und ihre Mittel immer mehr der Weite und dem hohen Rang ihrer Aufgaben anzupassen im Stande sein, damit bald die Zeit komme, in der diese Vereinigung die Rechte der menschlichen Person wirksam schützen kann; Rechte, die deswegen allgemein, unverletzlich und unveränderlich sind, weil sie unmittelbar aus der Würde der menschlichen Person entspringen» (Nr. 144f.).

Damit sind Gesichtspunkte angesprochen, die auch der Russische Metropolit Nikodim in seiner Lebensbeschreibung Johannes' XXIII. besonders hervorhebt (Zürich 1978, 433–478) und die so zugleich die ökumenische Dimension dieser Enzyklika herausstellen.

Visionärer Realismus

Friede, das Ziel, für das sich die Enzyklika einsetzt, darf dabei – wie Metropolit Nikodim mit einem Hinweis auf das russische Wort «prawda» mit Recht hervorhebt – folglich niemals ein billiger Friede blosser Anpasserei oder gar eines Nachgebens gegenüber brutaler Gewalt auf Kosten der Schwächeren sein. Friede ist vielmehr nur denkbar auf der Grundlage von «prawda» als Wahrheit und Gerechtigkeit, das heisst der Achtung der personalen Würde des freien Menschen. Friede ohne die Basis der Menschenrechte wäre also ein fauler, menschenunwürdiger Friede.

Dass der schwerkranke Johannes XXIII. diese Botschaft sozusagen als Lebenstestament ohne alle Umschweife in die Welt sandte, kann daher wohl nicht hoch genug eingeschätzt werden. Abrüstung als harte, aber keineswegs naive sozialethische Forderung setzt Achtung vor den Menschenrechten, auch denjenigen des Gegners, und Mut zum Vertrauen voraus. Klugheit und kalkuliertes Risiko sind damit nicht ausgeblendet, im Gegenteil. Aber sie sind Voraussetzungen, die zu einem zusätzlichen Engagement führen müssen, das ohne Achtung vor dem Menschen, aber auch vor ihren Völkern und Kulturen, zum Scheitern verurteilt ist. Auf der Voraussetzung der Menschenrechte und ihrer Anerkennung aufbauende Abrüstung ist aber der erste Schritt zu einem wirklichen Frieden.

Dass damit jene Elemente genannt sind, die Ende 1987, also fast 25 Jahre nach Erscheinen dieses Lehrschreibens, das erste eigentliche Abrüstungsabkommen über den Abbau von Mittelstreckenraketen (INF) zwischen den beiden Supermächten möglich gemacht haben, zeigt einerseits, wie politisch realistisch diese Sozialethik bei all ihrer idealen Schau doch geblieben ist. Es zeigt aber auch andrerseits, wie zeitübergreifend seine Bedeutung bleibt. Indem sie jedoch zugleich die wechselseitige Zuordnung von weltweiter sozialer Ordnung, die ohne internationalen Frieden nicht möglich ist, und von Frieden, der ohne soziale weltweite Gerechtigkeit als dauerhafter unrealistisch bleibt, betont, ist sie bis heute ein mahnender Hinweis, wie sehr bei all ihrem unschätzbaren Wert solche realpolitischen Abkommen von Staatenlenkern doch nicht mehr sind als erste Schritte auf das richtige, aber noch ferne Ziel. Damit erweist sich auch von dieser aktuellen Überlegung her die Dringlichkeit der Menschenrechtsfrage, die der Papst damals, ohne sich lange bei schmerzlichen Mängeln in der eigenen Tradition und Vergangenheit aufzuhalten, aufgeworfen hat.

Natürlich war eine solche Akzentsetzung innerkirchlich damals für viele neu. Manche – so meinte damals nicht ohne einen Rückblick auf «Mater et Magistra» der Sozialethiker Jakob David in seinem Kommentar zu diesem Lehrschreiben – seien wohl etwas verwirrt über diesen eigenen Stil des Papstes

und meinten, der ganz auf das Pastorale eingestellte Papst stehe in der Gefahr, die objektive Ordnung zu vernachlässigen. Papst Johannes aber habe eben seine eigenen «ganz bestimmten Begriffe und Kategorien, wenn auch manchmal etwas andere, als jene besorgten Geister es von früher her gewohnt waren». Vielsagend fügte dieser Kommentator dann noch bei: «Vielleicht befürchtet der Papst seinerseits, man wolle ihn in Lehre, Politik und Kirchendisziplin zum Gefangenen von Ideologien machen, die er als von der Wirklichkeit überholt betrachtet» (Orientierung 27 [1963] 114). Der nur wenige Jahre später mit dem Ende des Konzils aufbrechende Konflikt mit dem dissidenten französischen Erzbischof Marcel Lefevre, der sich ja grundsätzlich stets um die menschenrechtliche Anerkennung der Gewissensfreiheit drehte, zeigt, wie genau diese Beobachtung zutraf.

Dieser Papst brachte wirklich andere Perspektiven ins Gespräch, von denen J. David damals schon in richtiger Einschätzung der Lage meinte, «man spüre schon heute, wie erschreckt manche Leute feststellten, dass dieser Papst nicht so weit rechts stehe, wie sie gehofft und angenommen» hätten (ebd. 115). Heute, 25 Jahre später, wissen wir, dass diese aufschreckende Vision des Papstes Ausgangspunkt für einen ethischen Aufbruch für Frieden in Menschlichkeit im Geist des Evangeliums und zugleich in einem nüchternen, weltzugewandten Realismus werden sollte. Wenn es da einen Grund zum Erschrecken gibt, dann höchstens den, dass in den seither vergangenen 25 Jahren diese Impulse nicht immer klar genug durchgehalten und wohl auch noch zu wenig auf die innerkirchlichen sozialen Beziehungen so angewandt wurden, dass sie allgemein beispielhaft als «Zeichen unter den Völkern» für die menschenrechtliche Achtung der gleichen Würde aller Menschen und einem darauf sich gründenden Frieden in angstfreiem und offenem Dialog gelten könnten. Gerade darum ist es nützlich, die damals unterstrichenen Schwerpunkte nochmals herauszustellen.

Schwerpunkte und Wegmarken

In durchaus positiver Wertung hält die Enzyklika zunächst als «Zeichen der Zeit» und als Ausgangspunkt für eine praktisch-theologische Auseinandersetzung fest, wie einerseits die Arbeiter wirtschaftlich wie politisch und kulturell sich so entfaltet hätten, dass sie es ablehnten, als eine Art Ware, also als blosse Arbeitskräfte, behandelt zu werden und daher eine entsprechende Beteiligung auch an den Entscheidungsprozessen (offensichtlich im Sinn einer umfassenden Mitbestimmung zu verstehen) anstrebten. Desgleichen würden es die Frauen nicht länger hinnehmen, als «blosses Werkzeug» eingeschätzt zu werden, und forderten die Anerkennung ihrer vollmenschlichen Persönlichkeit nach Rechten und Pflichten, im häuslichen Leben wie im Staat. Schliesslich aber gelte dasselbe auch für die Völker, die es nicht länger dulden könnten, von anderen kolonialistisch in Abhängigkeit gehalten zu werden (vgl. Nrn. 40–42).

Obwohl die Worte selber noch nicht dafür gebraucht werden, wird hier also eine Emanzipation der Abhängigen, der Arbeiter, der Frauen wie der Dritt-Welt-Völker festgestellt. Sie wird aber nicht bloss zur Kenntnis genommen, sondern in der gottgewollten, grundsätzlichen Gleichheit aller Menschen wird ihre Überwindung in brüderlicher Freiheit auch christlich als berechtigter ethischer Anspruch begründet. Obwohl dafür zahlreiche Belegstellen aus der kirchlichen Lehrtradition angeführt werden und so deutlich wird, dass es hier keineswegs um einen völligen Neuaufbruch, sondern um die auf die aktuellen Bedürfnisse angewandte eigene Tradition des Evangeliums geht, so klingen doch gerade auch in der Wahl der Begriffe die Leitworte von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aus der Aufklärung und der Französischen Revolution an, die so in ihrem Besten verstanden und aufgenommen werden.

Achtung der menschlichen Würde, Emanzipation zur Gleichberechtigung und entsprechende Partizipation sind also die Voraussetzungen für den innerstaatlichen Frieden im Zusammenspiel zwischen den Bürgern wie zwischen den Bürgern und den Behörden. Der demokratische, auf einer die Grundrechte des Menschen sichernden Verfassung aufgebaute Rechtsstaat erscheint so als das zeitgemässe Fundament jener sozialen Ordnung, die Frieden zu gewährleisten vermag. Diese Haltung der prinzipiellen Achtung menschlicher Würde, die man folglich als politische Basistugend bezeichnen könnte, hat ihre Bedeutung nicht nur für die Gewährleistung des innerstaatlichen Friedens. Sie muss nicht weniger auch die zwischenstaatlichen, internationalen Beziehungen prägen. Statt Angst und damit bewaffnete Abschreckung als Sicherheitsmittel sollten Verträge und damit Vertrauen diese Sicherheit der Völker garantieren, wobei der Papst sich dazu keineswegs naiv bloss auf moralische Appelle verlässt, sondern zunächst einmal ganz nüchtern die Förderung vertrauensbildender Massnahmen vorschlägt: Handelsbeziehungen, sportliche Begegnungen sowie vor allem schon bestehende internationale Gremien, allen voran natürlich die UNO, werden dabei genannt. Es sind handfeste, konkrete und schon existierende Dinge, die es aber verdienen, in den Dienst der grösseren Sache umfassender Menschlichkeit und damit des Friedens gestellt zu werden.

Unser ehemaliger Mitredaktor und seit seinem Wechsel an die Westfälische Wilhelms-Universität Münster nurmehr ständiger Mitarbeiter Franz Furger hat vor drei Jahren unter dem Titel «Ethik der Lebensbereiche» bei Herder «eine kirchlich ausgerichtete und zugleich aufgeschlossene Moral» veröffentlicht, die namentlich den Seelsorgern empfohlen wurde, die in diesem Buch «so gut wie alles finden, was eine wissenschaftlich begründete angewandte christliche Ethik unserer Tage zu sagen hat» (Ezechiel Britschgi in: SKZ 22/1985). Diese «Ethik der Lebensbereiche» ist in diesen Tagen in 2. Auflage erschienen.

Redaktion

Dabei lässt der Papst keinen Zweifel daran, wie sehr dadurch die Christen und er selber in Pflicht genommen sind, auch wenn man sich dazu, etwa hinsichtlich der Stellung der Frau in der Kirche oder der Partizipation der Laien an den kirchlichen Entscheidungsprozessen, für den innerkirchlichen Bereich schon damals gern nocht etwas deutlichere Akzente gewünscht hätte. Gar manche Voten auf der Bischofssynode über die «Stellung der Laien in der Kirche» vom Herbst 1987 zeigen auch hier, dass seither diesbezüglich Prozesse in Gang gekommen sind, welche die prophetischen Impulse dieses Lehrschreibens in Richtung Verwirklichung langsam (und doch für manche noch zu schnell) vorantreiben. Dabei ist diese Friedens-Prophetie des Papstes zwar sicher optimistisch – von den ewigen Unheilspropheten hatte er sich schon in seiner Eröffnungsanprache zum Konzil am 11. Oktober 1962 deutlich distanziert –, aber sie ist in keiner Weise einfach auf Neuheit bedacht oder gar zeitgefällig anpasserisch. Sie gründet vielmehr bewusst auf einer grundlegenden und unverbrüchlichen Ordnung. Die alte Friedensdefinition «Pax tranquilitas ordinis», Friede als in der Ordnung gründende Ruhe, ist dieser umfassenden Friedensenzyklika nämlich keineswegs fremd. Sie weiss vielmehr ausdrücklich um die vor allem in der differenzierten Naturrechtslehre der grossen Scholastiker thematisierte Schöpfungstheologie als einer Grundordnung der Mitmenschlichkeit in Wahrheit und Gerechtigkeit. Sie weiss aber auch darum, dass diese gottgewollte Ordnung keine ungeschichtliche Stabilität bedingt, sondern in der heilsgeschichtlichen Dynamik auf die eschatologische Erfüllung hin angelegt ist

und damit aus dem Impuls des Evangeliums auf stets mögliche innerweltliche und geschichtliche Verbesserungen bedacht zu sein hat.

Ansätze dazu ebenso zu entdecken wie latente Gefährdungen zu entlarven, sie zu sehen und im Licht der christlichen Ziele im Glauben zu beurteilen, um dann daraus die praktischen Konsequenzen der Tat zu ziehen, ist damit auch hier das vorgeschlagene ethische Modell. Es folgt damit dem Leitsatz «Sehen, Urteilen, Handeln» des belgischen Gründers der katholischen Arbeiterjugend, Joseph Cardijn, der seither in so manchen gesellschaftlich bedeutsamen Initiativen von Christen wegleitend war. Es hat also in den 25 Jahren seit dem Erscheinen von «Pacem in terris» an Aktualität in keiner Weise eingebüsst, im Gegenteil. Vor allem aber hat es auch in manchen kirchlichen Unternehmen, in der Theologie der Befreiung, in den Aktionen weltweiter Solidarität, in umsichtigen Friedensinitiativen usw., merklich an Boden gewonnen – eine Wirkung dieser Enzyklika, die bei allem, was noch zu tun bleibt, doch in diesem Rückblick als Zeichen der Ermutigung nicht unterschlagen werden darf. *Franz Furger*

Berichte

Intensiv-Einführungswoche ins Judentum

In Luzern geht man, auf Initiative von Professor Clemens Thoma, seit mehreren Jahren neue Wege in der Theologen- und Katechetenausbildung. Im Rahmen einer Intensivwoche findet eine Einführung ins Judentum und die jüdischen Gebete statt. Die Studentinnen und Studenten zeigten grosses Interesse für diese, ihnen weitgehend fremde, Thematik.

Rund 30 Personen, Studentinnen und Studenten der Theologischen Fakultät Luzern, des Katechetischen Instituts sowie einige Gäste nahmen an der diesjährigen Intensivwoche teil. Sie begann mit einer Einführung in das jüdische Gebet und Besichtigung der Luzerner Synagoge. In Althebräisch erarbeiteten die Teilnehmer anschliessend gemeinsam verschiedene Gebete. Professor David Flusser, Jerusalem/Luzern, berichtete aus seinem Leben, von seinen Erfahrungen mit Christen und Juden sowie Gemeinsamkeiten in Christen- und Judentum.

Über «die Pharisäer und Rabbinen als Inspiratoren der Literatur» referierte Professor Clemens Thoma. Er gab einen kurzen Einblick in die Entwicklung des Pharisäertums. Ihr Verdienst ist es, laut Professor Thoma, dass die mündliche Überlieferung schriftlich festgehalten wurde. Deshalb bezeichnete er die Pharisäer und Rabbinen als Wegbereiter der religiösen Fachliteratur. In ihren Schriften durften sich nur kompetente Experten äussern.

Mit Hillel begann diese neue, literarische Ära sowie eine tolerante, humanistische Bewegung, die den Beginn von Kultur und Zivilisation darstellt. Nach der Zerstörung des zweiten Tempels führten die Weisen von Jawne diese Bewegung und die literarische Tätigkeit weiter.

Bei einem Besuch in einem traditionellen jüdischen Haushalt wurden den Studenten die Essvorschriften und die Bräuche der hohen Feiertage erklärt. Daran schloss eine Besichtigung der Chagall-Fenster im Zürcher Fraumünster, die Professor Thoma deutete. Den Ausklang bildete der Besuch des Shabbat-Gottesdienstes in der Zürcher Synagoge an der Löwenstrasse.

Tanja Kröni

---

700 Jahre Eidgenossenschaft

Die *Ökumenische Kommission,* welche mit der Konzeption und Koordination kirchlicher Projekte für die CH 91 beauftragt ist, hat an ihrer jüngsten Tagung in Zürich ihre Projekte neu dimensioniert. Das Jubiläumsjahr «700 Jahre Eidgenossenschaft» wird trotz der negativen Volksabstimmung über eine zentralschweizerische Landesausstellung ein Jahr der vielseitigen Begegnung sein.

Die Ökumenische Kommission hat die vor ihr liegenden 1000 Planungstage zielbewusst programmiert und wird ihre koordinierten Projekte noch dieses Jahr präsentieren.

Die Kirchenvertreter der Ökumenischen Kommission sind indessen überzeugt, dass das Jubiläum ein bereicherndes, gemeinsames Erlebnis sein wird. Ihre Impulse werden mithelfen, das 700jährige Bestehen der Eidgenossenschaft kraftvoll und würdig zu feiern. *(Mitgeteilt)*

Hinweise

Theologische Fakultät Luzern

Am Mittwoch, 13. April 1988, beginnen an der Theologischen Fakultät, am Philosophischen Institut und am Katechetischen Institut die Vorlesungen des Sommersemesters 1988. Da die Vorlesungen öffentlich zugänglich sind, haben Interessenten/-innen die Möglichkeit, sich als Gasthörer für einzelne Vorlesungen einzuschreiben. Anmeldung und Bezug des Vorlesungsverzeichnisses (Fr. 3.–) beim Rektorats-Sekretariat, Pfistergasse 20, 6003 Luzern, Telefon 041-24 55 10.

Im Sommersemester werden überdies die folgenden öffentlichen Vorlesungen angeboten:

Schweizerische Kirchengeschichte

Prof. Dr. Urs Altermatt, Universität Freiburg: Entwicklungslinien des Schweizer Katholizismus 1945–1985; 1 Stunde im Sommersemester: Mittwoch, 18.15–20.00 Uhr, als Doppelstunde alle 14 Tage, Hörsaal T.1, erstmals Mittwoch, 20. April 1988.

Frau in Theologie und Kirche

Dr. phil. Brigitte Weisshaupt, Zürich: Weibliche Identität und feministische Wissenschaftskritik; 1 Stunde im Sommersemester: Mittwoch 18.15–20.00 Uhr, als Doppelstunde alle 14 Tage, Hörsaal T.1, erstmals Mittwoch, 27. April 1988.

Alle Vorlesungen finden in den Gebäulichkeiten der Theologischen Fakultät an der Pfistergasse 20, statt. Gebühr für Gasthörer Fr. 20.– pro Semesterstunde.

«Kirche + Arbeitswelt» 1988

Kurs für Pfarrer, Vikare, Pastoralassistenten/-innen und Oberstufenkatecheten/-innen unter der Leitung der Katholischen Arbeitsstelle Kirche + Industrie und des reformierten Institutes Kirche, Arbeit und Wirtschaft (Kanton Zürich) bei den *PTT-Betrieben in Zürich.* Thema: «Arbeitswelt heute – Herausforderung für Christen und Kirche». Einführungstag: 17. Mai, Kurs: 6.–10. Juni, Auswertungstag: 28. Juni 1988. Auskunft und Programme erhältlich bei: Katholische Arbeitsstelle Kirche + Industrie, Bederstrasse 76, Postfach 18, 8027 Zürich, Telefon 01-202 88 44. Anmeldung bis 25. April 1988.

Amtlicher Teil

Bistum Basel

Entdeckungsnacht für Jugendliche in Solothurn

Die Bischöfe des Bistums Basel laden Jugendliche ab 16 Jahren in der Nacht auf's Fest «Christi Himmelfahrt» (11./12. Mai 1988) nach Solothurn ein. In dieser Entdeckungsnacht soll es zur Begegnung von Jugendlichen aus allen Kantonen des Bistums Basel kommen, zu Begegnungen mit den Basler Bischöfen, zum Besuch der verschiedenen Klöster in Solothurn und zu Begegnungen mit interessanten Laien und Priestern. Rege Abwechslung zwischen Gespräch, Besichtigungen, Besinnung, Filmen, Volkstanz, Gesang und Gottesdienst ist vorgesehen.

Die Entdeckungsnacht beginnt am Mittwoch, den 11. Mai 1988, um 20.30 Uhr in der Kathedrale St. Ursen in Solothurn mit einer Einstimmung. Dann folgt der Gang zu den verschiedenen Begegnungsorten und Klöstern. Um 3 Uhr früh des Festes «Christi Himmelfahrt» wird ein gemeinsamer Gottesdienst in der Kathedrale St. Ursen gefeiert. Dann folgt ein gemeinsamer «Zmorge» im Landhaus. Ab 6 Uhr Rückfahrt nach Hause.

Die Pfarrämter des Bistums Basel haben schon Prospekte für diese Entdeckungsnacht erhalten, die nicht nur für Ministranten, sondern für alle Jugendliche ab 16 Jahren gedacht ist. Es sind (wegen Ferienzeit) erst wenige Anmeldungen eingetroffen.

Wir bitten um Anmeldungen bis zum *2. Mai* an das Bischöfliche Ordinariat, Baselstrasse 58, 4501 Solothurn.

Da die Teilnehmerzahl auf 600 beschränkt ist, wird eine baldige Anmeldung empfohlen!

Im Herrn verschieden

Josef Duss, Kaplan, Marbach

Josef Duss wurde am 8. April 1906 in Escholzmatt geboren und am 10. Juli 1932 zum Priester geweiht. Er wirkte als Vikar in Rain (1932) und Arlesheim (1932–1933), Neuenhof (1933–1934), Buttisholz (1934–1935) und Pfaffnau (1935–1939) und war seit 1939 Kaplan in Marbach. Er starb am 21. März 1988 und wurde am 26. März 1988 in Marbach beerdigt.

Bistum Chur

Im Herrn verschieden

Johann Rohrer, i. R., Ingenbohl

Der Verstorbene wurde am 11. November 1908 in Sachseln geboren und am 7. Juli 1935 in Chur zum Priester geweiht. Er war tätig als Sekretär des Rektors des Kollegiums Schwyz (1935–1947), als Religionslehrer im Institut Ingenbohl (ab 1947) und als Spiritual im Institut Ingenbohl (1949–1974). Resignat in Ingenbohl (ab 1974). Er starb am 27. März 1988 in Ingenbohl und wurde am 30. März 1988 in Ingenbohl beerdigt.

Die Meinung der Leser

Konzept oder Ideologie?

In einem Artikel «Konzept oder Ideologie» (10.3) steht zu lesen, für Sonja Daeniker-Pfister von «Kirche wohin?» scheine besonders ärgerlich, dass sich Brot für Brüder im Anschluss an die ÖRK-Konferenz in El Escorial verpflichten möchte, sich an einem vollständig neuen Wertsystem zu orientieren, das auf Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung beruhe, und dass diese Orientierung an «unsere wirtschaftliche und politische Ordnung» rühren könnte.

Wie aus den Voten und aus den Unterlagen klar ersichtlich, ging es nirgends darum, die Frage zu stellen, ob unser Wertsystem auf Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung zu beruhen habe. So neu wäre diese Grundlage ja nicht, denn solche Werte haben doch wohl schon bisher den zehn Geboten und biblischer Erkenntnis entsprochen. Es sind nicht die Werte, sondern es ist die Ansicht über deren Verwirklichung und die sich daraus ergebenden Prioritäten, die sich verändern.

Es ging jedoch um die Feststellung im Dokument von El Escorial, wonach uns bei der Bewusstwerdung über die weltwirtschaftliche Fehlentwicklung *Zeugen aus den Ländern des Südens und aus Osteuropa* helfen können. Es geht also direkt um die Frage, worin ein «vollständig neues Wertsystem» besteht und wie eine neue Ordnung aussieht, über die uns offenbar «Zeugen aus Osteuropa» belehren können.

Es ist schon deshalb nicht überflüssig, diese Frage ernsthaft zu diskutieren, weil die Versammlung in El Escorial ihre Absicht bekundete, nicht mehr mit denjenigen zusammenzuarbeiten, welche diese Grundsätze ablehnen. Es geht also auch darum, ob die Beschlüsse in El Escorial einer Kursbestimmung des Ökumenischen Rates der Kirchen gleichkommen, mit der alle Mitglieder verpflichtet werden sollen. Falls dies der Fall ist, so käme die Schlusserklärung einem Ultimatum gleich, wonach die Mitgliedkirchen entweder sich zu fügen oder auszutreten hätten.

Sonja Daeniker-Pfister

Schweizer Kirchenschätze

Mit der laufenden Bilderfolge auf der Frontseite möchten wir auf das geschichtliche Erbe der Kirche in der Schweiz hinweisen. Die Gesichtspunkte der Auswahl haben wir erörtert, als wir die neue Reihe mit der Kathedrale Chur begannen (1/1988). Auf die Kathedrale Chur folgt nun die Kathedrale Sitten. In Sitten war das Christentum bereits im 4. Jahrhundert eingeführt, und zwischen 565 und 585 wurde Sitten Bischofsstadt. Durch eine Schenkung Rudolfs III., König von Burgund, kam 999 die Grafschaft Wallis in bischöflichen Besitz. Die erste Kathedrale, die St. Peterskirche, stand am Fusse von Valeria, dann wurde die Liebfrauenkirche (heute: Basilika) von Valeria Kathedrale und schliesslich die heutige Liebfrauenkathedrale, mit deren Bau erst 1450 begonnen wurde. Bei der Auswahl der Gegenstände aus dem Kirchenschatz der Kathedrale von Sitten war uns Domherr Dr. Emil Tscherrig behilflich, wofür wir ihm auch an dieser Stelle herzlich danken möchten; die Fotos, die er uns zur Verfügung stellte, sind Aufnahmen von Gérard Zimmermann, Genf.

Redaktion

Neue Bücher

Kirchen des Ostens

Die Taufe der Kiewer Rus 988 und die Tausendjahrfeier dieses Ereignisses war Anlass für die in Köln erscheinende Cistercienser Chronik, einen Blick auf die Kirchen des Ostens zu werfen.[1] Während altehrwürdige Kirchen ausgelöscht wurden oder inmitten andersgläubiger Umgebung mühsam zu überleben versuchten, war Russland – selbst unter der Mongolenherrschaft – eine weitgehend ungestörte Entfaltung des Frömmigkeitslebens beschieden. Erst der erklärt atheistische Staat unserer Zeit wurde zu einem gnadenlosen Prüfstein für den Glauben. Die westliche Christenheit hat in ihrer Geschichte kaum Belastungen solcher Härte und Dauer ertragen müssen, wie die orthodoxen und altorientalischen Kirchen. Deren leidvolle Erfahrungen förderten die eigene Läuterung. Ihr ungebrochenes Glaubenszeugnis gilt heute im Westen als vorbildlich.

[1] Cistercienser Chronik, Jahrgang 1987/1–2; zu beziehen bei Pater Hermann Josef Roth, Postfach 420606, D-5000 Köln 41.

Wilhelm Nyssen weist darauf hin, dass während sich im ersten Jahrtausend die beiden Kirchen, des Westens und des Ostens, durch ihre je verschiedene Eigenart gegenseitig ergänzten und bereicherten, seit dem Schisma von 1054 der Westen mehr und mehr eigene Wege gegangen ist und selten mehr nach jenen Lebensgründen gefragt hat, die beiden einmal gemeinsamer Besitz waren.

Die Fragen der Sakramentenpastoral zwischen Katholiken und Orthodoxen im deutschen Sprachraum ist Thema eines Aufsatzes von Anastasios Kallis. Er bedauert die geringen Begegnungsmöglichkeiten des katholischen und orthodoxen Kirchenvolkes und macht kritische Anmerkungen zu der Handreichung über die gemeinsame Sakramentenpastoral[2]. Wegen Mangel an Fingerspitzengefühl von seiten katholischer Priester und Theologen könne man diese Schrift, im Interesse beider Kirchen, nicht als Grundlage für eine Zusammenarbeit empfehlen.

Der Betrachtung der monastischen Renaissance in der koptischen Kirche widmet Otto F. A. Meinardus einen Beitrag. Zum ersten Mal in seiner 1600jährigen Geschichte erfährt das koptische Mönchtum eine geistlich-geistige Aufwertung durch den Beitritt einer ständig wachsenden Zahl von jungen Akademikern und Intellektuellen. Jugendliche aus vielen Teilen der Welt haben in den letzten Jahren die Wüstenklöster zu Einkehr und Gesprächen mit den Vätern aufgesucht, um in der Stille und Einsamkeit die Begegnung mit Gott zu erfahren.

Bertold Spuler informiert über die Jakobitische/West-Syrische Kirche in der Gegenwart und Gernot Seide über die Klöster der Russisch-Orthodoxen Kirche im Ausland. In der Sowjetunion selbst gab es am Ende des Zweiten Weltkrieges wieder 104 Klöster. Davon existierten 1958 noch 69, heute nur noch 16. In diesen lebten Mitte der 70er Jahre noch etwa 1000 Mönche und Nonnen, von denen 70% über 50 Jahre alt waren.

Hermann Josef Roth befasst sich mit den armenischen Mechitharisten in Wien, die eine bemerkenswerte Synthese monastischer Tradition des Westens mit östlichem Frömmigkeitsleben verwirklichen. Die Neomärtyrer Russlands werden von Nikolai Artemoff als Zeugen in unserer Zeit eindrücklich dargestellt. Irenäus Totzke resümiert die Geschichte der Byzantinischen Dekanie der Benediktinerabtei Niederaltaich, und schliesslich folgt ein Beitrag über die Zisterzienser des koptisch-alexandrinischen Ritus in Äthiopien.

Alles in allem eine Fundgrube an Informationen für Interessierte der Kirchen des Ostens.

Felix Dillier

[2] Fragen der Sakramentenpastoral in orthodox-katholisch gemischten Gemeinden. Eine Handreichung für die Seelsorger, im Auftrag der Regensburger Ökumenischen Symposien erstellt von Metropolit Chrysostomos Konstantinidis und Ernst Suttner, Regensburg (Verlag Pustet) 1979.

Abt Ulrich Rösch

Werner Vogler (Herausgeber), Ulrich Rösch. St. Galler Fürstabt und Landesherr: Beiträge zu seinem Wirken und zu seiner Zeit mit einem Katalog der Ausstellung des Stiftsarchivs St. Gallen im Nordflügel des Regierungsgebäudes St. Gallen vom 1. bis 24. Mai 1987, St. Gallen, Stiftsarchiv 1987, 405 Seiten.

Im Mai 1987 erinnerte das St. Galler Stiftsarchiv in einer reichen Ausstellung an den Erbauer des Klosters Mariaberg ob Rorschach, Abt Ulrich Rösch. Damit wurde an die Tatsache erinnert, dass vor 500 Jahren, am 21. März 1487, der Grundstein zu diesem so umstrittenen Bau gelegt wurde. Heute beherbergt das ehemalige Kloster Mariaberg das kantonale Lehrerseminar (seit 1864) und gilt kunsthistorisch neben St. Georg in Stein am Rhein als der bedeutendste spätmittelalterliche Klosterbau in der Schweiz.

Als Denkmal spätgotischer Steinmetzkunst ist Mariaberg einzigartig. Auch der Bauherr von Mariaberg, Ulrich Rösch (1426–1491) – seit 1483 Fürstabt von St. Gallen – ist eine markante Figur der St. Galler Klostergeschichte, eine Renaissancepersönlichkeit mit starkem Durchsetzungsvermögen, bemerkenswerter Weitsicht und reichen kulturellen Interessen. Obwohl seine Bedeutung für die Klostergeschichte der Abtei St. Gallen und als Begründer des Staates der Abtei St. Gallen in neuzeitlichem Sinne anerkannt und unbestritten ist, fehlt bis heute eine umfassende Biographie oder Monographie. Viele Aspekte liegen auch heute noch forschungsmässig im Dunkeln. Dieses Manko ist hier einmal nicht in der spärlichen Quellenlage begründet, sondern gerade in der Materialfülle, im Dickicht von Informationen und Urkunden.

Hier hatte die Ausstellung, welche die vorliegende Publikation veranlasste, wieder andere Probleme. Das kunsthistorische Ausstellungsgut des späten Mittelalters ist spärlich erhalten. Die Auswirkungen der reformatorischen Bilderstürme sind auch schmerzlich spürbar. Immerhin konnte die Ausstellungsleitung unter der Führung des initiativen Stiftsarchivars Dr. Werner Vogler 102 Objekte zusammentragen, die am Schluss des Bandes knapp und fachgerecht vorgestellt werden. Zu erwähnen ist hier auch die ausführliche Bibliographie, in der auch die wichtigsten einschlägigen Quellenpublikationen verzeichnet sind.

Sicher hat die Ausstellung von 1987 viel dazu beigetragen, einen der bedeutendsten Fürstäbte, der den Lauf der Abtei in schwieriger Zeit bestimmte und dessen Wirken unverkennbare Spuren hinterliess, aus der Vergessenheit zu erwecken. Diesem Zweck dient auch der vorliegende, sehr umfangreiche Katalog mit einer Reihe beachtlicher Aufsätze und Studien. Die Persönlichkeit des Fürstabtes, eines Bäckersohnes aus Wangen im Allgäu, der in der Abtei seine Karriere als «Chuchibuob» begonnen hatte und dann eine zielgerechte Laufbahn durchlief, steht wohl im Mittelpunkt. Dazu ersteht nun in Aufsätzen mit einer breitgelagerten Thematik das kulturelle, kirchengeschichtliche und politische Umfeld, so dass Ulrich Rösch auch als examplarischer Mittel- und Bezugspunkt der üppig reichen Landschaft am Vorabend der Reformation erscheint.

Es ist hier nicht möglich, alle Aufsätze einzeln zu würdigen. Auf die Themenstellungen soll wenigstens hingewiesen werden, um einen Eindruck von der Fülle des Materials zu bieten.

Biographischen Charakter haben die Beiträge von Werner Vogler (Einführung; Kurzbiographie von Abt Ulrich Rösch von St. Gallen) sowie von Karl – Friedrich Eisele (Zur Verwandtschaft von Abt Ulrich in Quellen seiner Vaterstadt Wangen im Allgäu) und Ernst Gerhard Rüsch («Aines Pfisters son von Wangen». Ulrich Rösch in den Äbte-Chroniken Vadians). Für die Kirchen- und die Kulturgeschichte von Bedeutung sind die Beiträge von Peter Ochsenbein (Das persönliche Gebetbuch von Abt Ulrich Rösch) und Johannes Duft (Abt Ulrich Rösch als Förderer der Stiftsbibliothek). Kunsthistorische Themen behandeln Lorenz Hollenstein und Walther P. Liesching (Stift-st.-gallische Siegel zur Zeit von Ulrich Rösch); Walther P. Liesching («Onzälig vil schilt des adels». Das Wappenbuch von Abt Ulrich Rösch in der Stiftsbibliothek St. Gallen); Ernst Ziegler (Zur Münzgeschichte des Klosters St. Gallen von den Anfängen bis zu Abt Ulrich Rösch); Bernhard Anderes (Spätgotische Sakralarchitektur in den st. gallischen Stiftslanden); Jürgen Rohmeder (Die Wirksamkeit Erasmus Grassers beim Bau von Mariaberg in Rorschach); Rolf Schmidt (Das Epitaph für Abt Ulrich Rösch). Eine Reihe von Arbeiten behandelt die Politik des Fürstabtes. Wilhelm Baum (Abt Ulrich Rösch im Streit zwischen Kardinal Nikolaus von Kues und Herzog Sigmund von Österreich); Immo Eberl (Abt Ulrich Rösch als Landesherr); Karl Heinz Burmeister (Abt Ulrich Rösch als Gesetzgeber); Werner Vogler (Wirtschafts- und Finanzpolitik Abt Ulrich Röschs nach einer Zusammenstellung aus dem Ende des 15. Jahrhunderts); Alfred Zangger (Zur Verwaltung der St. Galler Klosterherrschaft unter Abt Ulrich Rösch); Alois Niederstätter (Die Besitzespolitik von Abt Ulrich in Vorarlberg); Ernst Ehrenzeller (Ulrich Rösch und die Stadt St. Gallen); Magdalen Bless – Grabher (Abt Ulrich Rösch und Wil).

Leo Ettlin

Die Mitarbeiter dieser Nummer

Sonja Daeniker-Pfister, Witellikerstrasse 6, 8702 Zollikon

Felix Dillier, Pfarrhelfer, Buochserstrasse 2, 6373 Ennetbürgen

Dr. P. Leo Ettlin OSB, Kollegium, 6060 Sarnen

Dr. Franz Furger, Professor, Martinikirchhof 11, D-4400 Münster W.

Dr. P. Robert Hotz SJ, Ostreferat des Instituts für Weltanschauliche Fragen, Scheideggstrasse 45, 8002 Zürich

Tanja Kröni, Journalistin BR, Kreuzbuchstrasse 65, 6006 Luzern

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge.
Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten.

Hauptredaktor
Rolf Weibel, Dr. theol.
Frankenstrasse 7–9, Postfach 4141
6002 Luzern, Telefon 041 - 23 50 15

Mitredaktoren
Kurt Koch, Dr. theol. des., Lehrbeauftragter
St.-Leodegar-Strasse 4, 6006 Luzern
Telefon 041 - 51 47 55
Franz Stampfli, Domherr
Bachtelstrasse 47, 8810 Horgen
Telefon 01 - 725 25 35
Josef Wick, lic. theol., Pfarrer
Rosenweg, 9410 Heiden, Telefon 071 - 91 17 53

Verlag, Administration, Inserate
Raeber Druck AG, Frankenstrasse 7–9
Briefadresse: Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27, Postcheck 60-16201-4

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 80.–;
Ausland Fr. 80.– plus Versandgebühren (Land/See- oder Luftpost).
Studentenabonnement Schweiz: Fr. 53.–.
Einzelnummer: Fr. 2.– plus Porto.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Arbeitsbeginn.

Die katholische Kirchgemeinde Buochs NW
sucht auf Mitte August 1988 einen

hauptamtlichen Katecheten

Aufgabenbereich:

- Erteilen von Religionsunterricht auf der Oberstufe
- Mitgestalten von Schüler- und Jugendgottesdiensten
- Jugendarbeit
- Mitarbeit im Pfarreiteam

Weitere Auskünfte erhalten Sie bei Willy Gasser, Pfarrer, Dorfstrasse 28, 6374 Buochs, Telefon 041 - 64 11 67, oder bei Kirchmeier Josef Wyrsch, Oberbreitli, 6374 Buochs, Telefon 041 - 64 19 76.

Ihre Bewerbung richten Sie bitte an Willy Gasser, Kath. Pfarramt, 6374 Buochs

Die Pfarrei St. Franziskus, Zollikofen

mit etwa 6000 Katholiken hat vier geographische Seelsorgeschwerpunkte.
Im Seelsorgekonzept ist uns wichtig: «Die Kirche der Zukunft wird leben in lebendigen Gemeinden.»

Zur Ergänzung unseres Seelsorgeteams suchen wir auf August 1988:

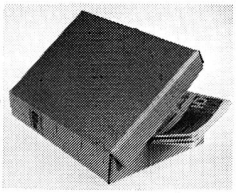
Katecheten (-in) oder Laientheologen (-in)

Wir stellen uns folgende Aufgabenbereiche vor:
- Religionsunterricht, Mittel- und Oberstufe (9 bis 10 Lektionen)
- Begleitung nebenamtlicher Katecheten (Interesse an Gemeindekatechese)
- Kontaktperson (Gemeindeaufbau) in Schönbühl mit Wohnsitz am Ort

Nebst Teamfähigkeit erwarten wir Eigeninitiative, die Beweglichkeit, auf Lebensaufbrüche der Ortsgemeinde einzugehen, und ein aktives Mittragen des Pfarreilebens.

Die Anstellung geschieht innerhalb der Richtlinien der römisch-katholischen Gesamtkirchgemeinde Bern und Umgebung.

Für Auskünfte steht Ihnen das Pfarrteam gerne zur Verfügung, z. B. Robert Geiser, Pfarrer, Zollikofen, Telefon 031 - 57 14 41.
Die Bewerbungen sind zu richten an: Kirchgemeinderat St. Franziskus, Stämpflistrasse 26, 3052 Zollikofen



Archivierung der SKZ

Für die Aufbewahrung der laufenden Nummern der **Schweizerischen Kirchenzeitung** sowie für die vollständigen Jahrgänge offerieren wir Ihnen die praktischen, verbesserten Ablegeschachteln mit Jahresetikette.
Stückpreis Fr. 4.90 (plus Porto).
Gültig ab 1. Juni 1985.
Raeber AG Postfach 4141 6002 Luzern

Zu verkaufen von Kirchgemeinde

Kastenorgel (Orgelbau Metzler, Dietikon)

Grösse: Länge 1,90 m, Breite 0,97 m, Höhe 1,05 m, 5 Register, ohne Pedal. 22 Jahre alt, guter Zustand.
Verhandlungspreis Fr. 20 000.–

Auskunft erteilt A. Hürlimann, Telefon P 057 - 33 83 43, G 056 - 20 32 54

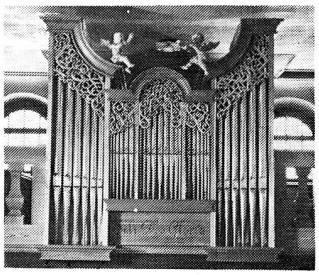
Damit die Kirche im Dorf bleibt...

Sicherheits- und Alarmanlagen von
AVI-TEC
R. Giger
Glärnischstrasse 5
9500 Wil
Tel. 073 - 23 45 02/22

Ihr ausgewiesener Partner für individuelle Lösungen

Meisterbetrieb

für Kirchenorgeln,
Hausorgeln,
Reparaturen, Reinigungen,
Stimmen und Service
(überall Garantieleistungen)



Orgelbau Hauser
8722 Kaltbrunn

Telefon Geschäft und Privat
055 - 75 24 32

Gebetsintentionen auf farbigen Poster

Von Januar 1989 an wird der Kanisius Verlag die beliebten farbigen Poster (62×42 cm) mit dem Text der Gebetsintentionen des Heiligen Vaters in der Deutschschweiz versenden und die Administration übernehmen.

Bestellungen sind möglichst bald, spätestens bis Ende April, an den Verlag zu richten:

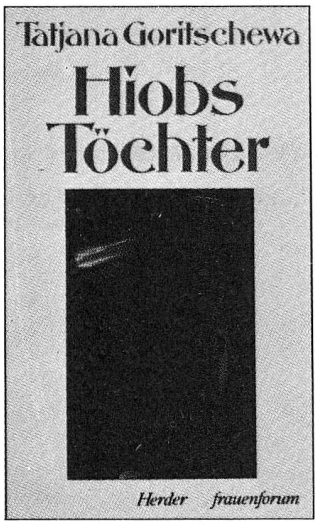
Kanisius Verlag, Postfach 1052, 1701 Freiburg

1000 Jahre russisch-orthodoxe Kirche

Aktuelle Neuerscheinungen im VERLAG HERDER

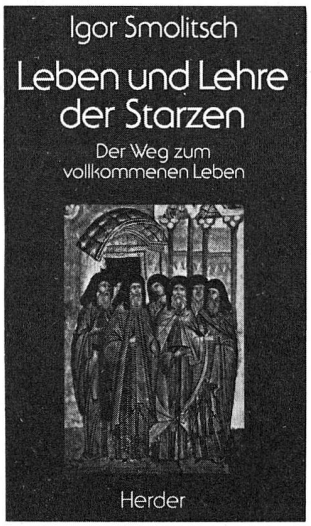
Igumen Nikon ist einer der bekanntesten Seelenführer in der russisch-orthodoxen Kirche. In seinen hier gesammelten Briefen ist ein starker Volksglauben zu spüren, der Weisheit und religiöse Wärme ausstrahlt.

160 Seiten, Paperb. 19,80 DM/ 18.50 Fr. ISBN 3-451-20846-6

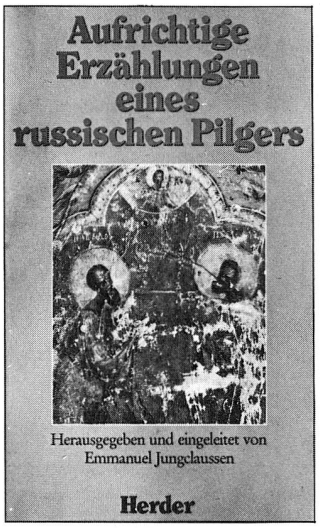


Eine ungewöhnliche Stimme, die leidenschaftliches Bekenntnis zum Christentum mit feministischem Engagement verbindet.

144 Seiten, Paperback 16,80 DM/ 15.70 Fr. ISBN 3-451-21043-6



Literarisch meisterhaft erschließt Igor Smolitsch Leben und Lehre der Starzen als Anleitung zum vollkommenen Leben für alle Suchenden.
240 Seiten, geb. 29,80 DM/ 27.50 Fr. ISBN 3-451-21162-9



Der Klassiker russisch-orthodoxer Spiritualität. „Wir erleben staunend die Kunst des Herzensgebetes, wie sie sich in der Meditationspraxis der Ostkirche herausgebildet hat" (Ruhrwort, Essen).
Sonderausgabe: 240 Seiten, gebunden 28,-- DM/25.90 Fr. ISBN 3-451-21156-4

In allen Buchhandlungen!

Opferschalen Kelche Tabernakel usw. Kunstemail

Planen Sie einen Um- oder Neubau Ihrer Kapelle? Wir beraten Sie gerne und können auf Ihre Wünsche eingehen.

GEBR. JAKOB + ANTON HUBER
KIRCHENGOLDSCHMIEDE
6030 EBIKON (LU)
Kaspar-Kopp-Strasse 81 041-36 44 00

LIENERT KERZEN EINSIEDELN
055 53 23 81

Heinrich Federer

Niklaus von Flüe

Mit einem Geleitwort von Ludwig von Moos und einem Nachwort von Karl Fehr. 147 Seiten, geb., Fr. 28.–, Rex Verlag 1986.
Am 21. März 1987 jährte sich zum 500. Mal der Todestag von Niklaus von Flüe. In seinem Buch beschäftigt sich Federer – aufgewachsen in Sachseln – vor allem mit dem Volks- und Soldatenführer und dem Politiker Niklaus von Flüe. Er zeichnet darin das Bild des Heiligen vom Ranft in seiner Verflochtenheit mit Land und Volk von Obwalden.

Zu beziehen bei: Raeber Bücher AG, Frankenstrasse 9, 6002 Luzern, Telefon 041 - 23 53 63

Als **Spezialist** widme ich mich der dankbaren Aufgabe, in

Kirchen und Pfarreiheimen
Lautsprecher- und Mikrophon-Anlagen

auch für **Schwerhörige** mittels Induktion ausgebaut, einzurichten. Eine solche Installation erfordert vom Fachmann äusserst individuellen Aufbau von hochqualifizierten Elementen. Durch die neue **Hi-Fi-Technik** stehen Ihnen geeignete Geräte zur Verfügung, die höchste Ansprüche an eine
perfekte, saubere und naturgetreue Wiedergabe von Sprache und Musik
erfüllen. Ich verfüge über **beste Empfehlungen.** Verlangen Sie bitte eine **Referenzliste** oder eine **unverbindliche Beratung.**

A. BIESE
Obere Dattenbergstrasse 9, 6005 Luzern, Telefon 041 - 41 72 72

Rauchfreie
Opferlichte
in roten, farblosen oder bernsteinfarbenen Bechern können Sie jederzeit ab Lager beziehen. Unsere Becher sind aus einem garantiert umweltfreundlichen, glasklaren Material hergestellt.
Verlangen Sie bitte Muster und Offerte!

HERZOG AG
KERZENFABRIK SURSEE
6210 Sursee Telefon 045 - 21 10 38

A. Z. 6002 LUZERN

Herrn
Dr. Josef Pfammatter
Priesterseminar St. Luzi
7000 Chur

7989

14/7. 4. 88